



Berlin, den 10. November 1900.

## Der Reichstag.

Am vierzehnten November wird, nach langer, an Ereignissen reicher Pause, der Reichstag wieder versammelt sein. Große Erwartungen begrüßen diesmal die vom deutschen Volk abgeordneten Männer, größere als seit Jahren. Man hofft auf sie und Mancher neidet ihnen das Recht, frei reden, unter dem Schutze des im dreißigsten Artikel der Reichsverfassung ihnen verbürgten Privilegs die Stimme erheben zu dürfen. Denn so weit sind wir nun in dem Reich, dessen Grundmauer mit dem Blut der deutschen Stämme gekittet ward, daß nur an einer Stätte noch ohne Furcht vor dem Büttel ausgesprochen werden darf, was ist. Und in solcher Noth erwacht wieder eine Hoffnung, die schon für immer entschlummert schien. Wohl denken auch jetzt von den Ernsthaften Viele: Was hofft Ihr Thoren von diesem Reichstag? Den kennen wir ja. Er hat sich kraftlos und unernst, weich und lustig gezeigt. Seine Mitglieder machen sich das Leben so leicht, wie es sich eben machen läßt, sind zufrieden, wenn sie persönlich artig behandelt werden, und eifern sich höchstens für die Geschäftsinteressen des Bezirkes, der sie gewählt hat. Bebel wird eine leidenschaftliche Rede halten, über die traurige Rolle, die wir in den neuesten Weltkämpfen gespielt haben und weiterspielen, über die Hochsommergeräusche und Waldersees Triumphatorenreise das Nöthige sagen und die Gespenster aus den finsternen Tagen alter Kaiserzeiten heraufbeschwören. Das selbe Lied wird, in bürgerlich gedämpfter Tonart, Richter, werden noch ein paar Andere blasen. Der Kanzler wird beweisen, daß im Deutschen Reich Alles ganz vortrefflich bestellt ist, daß er eine tapfere Politik kluger Mäßigung treibt, daß Deutschlands Ansehen beständig wächst und die Beziehungen zu sämmtlichen Großmächten über jeden Lobspruch erhaben

sind. Und dann werden die erprobten Patrioten, die seit zehn Jahren alle schlimmen Fehler mitgemacht und meist mit Jubelgefängen begleitet haben, sich in schöner Wallung um die Standarte schaaren, die der behende Manager Seiner Majestät im rechten Augenblick schwenken wird. Vergift Euer Narrenwahn denn, daß die Entscheidung über die Handelsverträge naht? Da will von den Parteien, die Etwas zu gewinnen und zu verlieren haben, doch keine sich oben unbeliebt machen. Die Konservativen werden für einen um zwei Mark und fünfzig Pfennige höheren Kornzoll für Alles zu haben sein, für Weltpolitik nach ostasiatischem Muster, für neue Kriegsschiffe, wahrscheinlich sogar für den Krupplanal. Die Liberalen werden ihre Kulturideale in Seidenpapier wickeln, so lange sie hoffen dürfen, die adeligen Gunstwerber unterbieten und für Großhandel und Börse bessere Lebensbedingungen erlisten zu können. Und das Centrum wird sich hüten, aus der sicheren Position zu weichen, in der es von allen Seiten und besonders eifrig vom Genius der Regirenden umworben wird. Nein: wenn Ihr nicht tröstlichere Hoffnungen für uns habt, dann laßt Euch begraben! Hat das Intermezzo Posadowsky-Bued Euch noch nicht gelehrt, was die Glocke geschlagen hat? Das Entrüstungstürmchen hat nicht lange gedauert und heute können schon Leute, die mit Ehrenhaftigkeit und Rittertugend prunken, die ganze Sache mit eiserner Stirn als eine aufgebauschte Bagatelle behandeln. Wir sind so abgebrüht, unser Rechtsgefühl ist so stumpf geworden, daß wir diese unerhörte Geschichte, die vor ein paar Jahren noch die bequemsten Geister aufgerüttelt hätte, geduldig und fast ohne Staunen hinnehmen. Und diesem Vorpiel wird auch die Haupt- und Staatsaktion im Reichstag entsprechen. . . Möglich ist's, leider; doch nicht gewiß. Zu laut ist seit dem Venz der Unmuth geworden, zu allgemein die Sorge um die Gesundheit, die Zukunft des Reiches. In den entlegensten, stillsten Gegenden ist sie erwacht und von Blättern weitergetragen worden, die Jahre lang jeden Schritt der Regirenden priesen. Und in solcher Zeit sollten die vom Volk Abgeordneten nur ihre lokalen Schmerzen ins Reichshaus bringen und nicht fürchten, auch von ihnen könne einst das Wort des Seneca gesagt werden: *De partibus vitae quisque deliberat, de summa nemo?* Wir wollens nicht glauben. Der Reichstag muß fühlen, was für ihn auf dem Spiel steht. Er hat die Hoffnungen, die ihn bei der Geburt begrüßten, nicht erfüllt; aber er kann das geschwundene Vertrauen mit einem Schlag jezt wiedergewinnen. Enttäuscht er diesmal, dann ist sein Prestige vernichtet, dann ist auch im deutschen Land der Glaube an die Heilkraft des Parlamentarismus unwiederbringlich dahin.

Das sollten die bürgerlichen Parteien bedenken. Die Konservativen werden, wenn nicht alle Zeichen trügen, künftig besser behandelt werden als in den Tagen des zweiten und dritten Kanzlers. Und gute Behandlung scheint Vielen von ihnen die Hauptsache. Die selben Leute, die, so lange sie vom Hofleben ausgeschlossen waren und von Staatssekretären heruntergeputzt wurden, den Untergang des Reiches prophezeiten und, ohne selbst je ein offenes Wort zu wagen, mündlich und brieflich die sonst gemiedenen Zeitungsschreiber aufhetzten, sehen nun Alles in Rosenfarbe, seit sie wieder mit den Maßgebenden bei Tisch sitzen dürfen. Wenn sie gar noch höhere Bälle erstreiten, wird ihr treues Auge in Wonne glänzen. Nur wird die Freude nicht langewähren. Eine Partei, die so rücksichtslos, mit so offenem Hohn Alles ablehnt, was die Volkskultur fördern könnte, muß die Wuth der unaufhaltsam wachsenden Demokratie gegen sich waffnen. Schon haben die Konservativen, denen ein in der Mark wie ein Wunder wirkender Glückszufall einen Bismarck bescherte, die Gebildeten fast bis auf den letzten Mann verloren. Auf dem Wege, den sie beschritten haben, droht ihnen der Abfall der Landarbeiter und kleinen Bauern, die durch billige Zeitungen und sozialdemokratische Flugblätter aufgeschreckt sind und nicht lange mehr mit einer gouvernementalen Partei marschiren werden. Kann solche Verluste die Gunst einer Regierung ersetzen, die zwar noch Pfünden wegzuwenden und die gestern wegen Ungehorsams Bestraften morgen für übliche Unterwerfung zu belohnen vermag, die aber rathlos auf dunklen Pfaden umhertastet, mit ihren hallenden Reden im Volke kein Echo weckt und selbst nicht weiß, ob sie übermorgen noch leben wird? .. Es giebt ja außer den Zollfragen noch einzelne wichtige Dinge. Die Jahre, die seit den Handelsverträgen Wilhelms des Zweiten verstrichen sind, kann keine Macht je wieder aus der deutschen Wirtschaftsgeschichte tilgen. Das wissen die Liberalen. Sie machen Lärm und suchen, nach Recht und Pflicht, für den Vortheil der Händlerklasse so viel wie möglich herauszuschlagen, sind aber im Innersten, trotz der wilden Grimasse, ihrer Sache gewiß. Sie haben das Fürchten vor den Agrariern verlernt, deren Wünsche ein Reich auf die Dauer doch nicht erfüllen kann, wenn es sich einmal auf Exportpolitik, Imperialismus und Expansion nach britischem Muster eingerichtet hat. Schon jetzt wird dem Versuch, die Lebensmittelzölle wesentlich zu erhöhen, leidenschaftlicher Widerstand begegnen und das lange hoch und höchst gerühmte Monarchenwort vom Brotwucher wird in der Agitation keine kleine Rolle spielen. Und Herr von Miquel, der, wie ein — freilich auch nicht immer ganz zuverlässiger — Barometer, das Wetter des nächsten Tages anzuzeigen pflegt,

hat erst eben gesagt, die Deutschen hätten zweihundert Jahre geschlafen und es sei Zeit, daß sie endlich erwachen. Das heißt, aus dem Tafelrednerischen ins Politische übersetzt: es sei Zeit, daß die Deutschen sich auf dem Erdball die bekannten herrlichen „Plätze an der Sonne“ erobern. Vielleicht lockt, nach Allem, was wir in diesem Sommer und Herbst erlebt haben, dieses Ziel die Leute, die so pathetisch von der Nothwendigkeit reden, eine ernste und stille „Heimathpolitik“ zu treiben. Vielleicht ziehen sie die Thaten der Grafen Waldersee und Bülow denen Friedrichs und Bismarcks vor und finden, die Kultur Kants und Goethes sehe kümmerlich aus, wenn man sie der vergleicht, die aus den Briefen der in China kämpfenden deutschen Soldaten spricht.

Die Herren am Bundesrathstisch werden sich natürlich sehr kultivirt zeigen. Sie werden Indemnität erbitten und den durch die späte Einberufung des Reichstages Geärgerten sagen, man habe sie in der Hitze nicht bemühen wollen und übrigens sei wegen Tse-Si und Tuan auch kein anderes Parlament versammelt worden. Das klingt richtig, — trotzdem in England die Lords und Gemeinen über die chinesische Politik Auskunft erhalten haben. Nur läßt sich auf den Einwand leicht Mancherlei antworten. Erstens haben die anderen Länder, die allein gemeint sein können, parlamentarische Regirungen; die Minister vertreten in der Exekutive die Mehrheit, sichern der Mehrheit ihren Theil an der Leitung der Staatsgeschäfte. Zweitens haben die anderen Länder eine freie Presse, die ohne Furcht vor Anklagen politische Ertschlüsse rückhaltlos kritisiren kann. Und drittens hat keins dieser Länder sich so jäh von den alten Wurzeln seiner Kraft gelöst, keins so ungestüm und geräuschvoll sich in den Vordergrund gedrängt wie das Deutsche Reich, das in China nichts zu suchen hatte und schwerlich viel finden wird. Man darf neugierig sein, auf welche Autoritäten sich die Regierenden berufen werden, um ihre Thaten zu rechtfertigen. Sir Robert Hart, der beste europäische Kenner Chinas, hat die unter deutschen Auspizien getriebene Politik als falsch und schädlich verurtheilt und vorausgesagt, sie werde zu Ausbrüchen nationaler Leidenschaft führen, gegen die in spätestens zwanzig Jahren die schon jetzt von Interessengogensätzen gelähmten Europäer machtlos sein werden. Herr von Brandt, der früher Deutschland in Peking vertrat, dessen Rath nun aber nicht gewünscht worden ist, hat dem Engländer beige stimmt. Der deutsch-britische Vertrag ist in Paris und Petersburg von der Presse mit wüsten Schmähungen und von den Offiziellen mit einer besonders feierlichen Bekräftigung des franco-russischen Bündnisses beantwortet worden. Das sind die politischen Erfolge der Sommercampagne.

Die wirthschaftlichen werden nicht lange auf sich warten lassen. Wird der Reichstag für solche Leistungen leichtem Herzens Indemnität gewähren?

Er kann Geschehenes nicht ändern, muß sogar, wenn er mehr erstrebt als oratorische Wirkung, mit einmal geschaffenen Thatfachen rechnen. Aber er kann die wünschenswerthe Klarheit darüber bringen, ob diese mit untauglichen Mitteln unternommene Weltpolitik wirklich dem Willen der Volksmehrheit entspricht. Und er kann die deutsche Zukunft vor ähnlichen Ueberraschungen schützen. Ein Volk ist frei, wenn seine Einrichtungen seinen Bedürfnissen genügen. Bisher glaubte man, es sei ein Bedürfnis des deutschen Volkes, sein Schicksal selbst zu bestimmen. Will es sich, wie in den Tagen vor den großen Kämpfen um Verfassung und Freiheit, am Leitseil lenken lassen, will es in blindem Vertrauen abwarten, was ein hoch oben waltender Wille beschließt, und auf das Recht verzichten, ohne Menschenfurcht Kritik üben zu dürfen, — gut; dann macht es einen dicken Strich durch die Entwicklung des zur Rüste gehenden Jahrhunderts und rettet sich in den Frieden der Patriarchalzeit zurück. Dann aber braucht es auch keinen Reichstag mehr. Dann sollen die Männer, die es abgeordnet hat, schleunigst das Reichshaus räumen.

Dazu werden sie keine Lust haben. Doch mit dem Schein werden die Wähler sich nicht länger begnügen. Auch sie haben nachgerade erfahren, wie man im Ausland unsere Zustände beurtheilt, wie schnell der Nimbus schwindet, der zwei Jahrzehnte hindurch das junge Reich umgab, auch sie fühlen, wie schon im Innern der Bau der Verwaltung bröckelt. Und da und dort leben doch Einzelne, denen auch der Niedergang der Kultur, die freche Geringschätzung aller geistigen Güter ein Vergerniß giebt... Deutschland ist nicht so rasch zu ruiniren wie ein Rittergut. Millionen fleißiger Menschen müssen erst eine ganze Weile schlecht regirt werden, ehe sie am eigenen Beutel das Unheil spüren. Auch diese Stunde wird kommen, — früher vielleicht, als man während des wundervollen Aufschwunges wähnte. Die von geschäftiger Hand hingepinselten Herrlichkeiten aber werden schon heute nur noch mißtrauisch betrachtet. Man möchte wissen, an wen man sich zu halten hat, und mit den Geschäftsführern offen ein ernstes Wort reden. Man möchte nicht länger in großen und kleinen Dingen hören, die Initiative gehe vom Kaiser aus, mit dem man nicht hadern, den man für Fehler nicht verantwortlich machen kann. Der Partei, die solchen Wünschen zum Ausdruck hilft, winkt, und wäre sie noch so winzig an Zahl, ein ungeheurer Erfolg. Und die bürgerlichen Parteien werden sich nicht beklagen dürfen, wenn von der reichen Ernte, die diesmal einzuheimsen ist, kein Körnchen auf ihre Tenne fällt.

## Roy Devereux\*)

Der Sage nach war die Königin von Saba das Ideal aller weiblichen Schönheit, das Weib sonder Matel, an Vorzügen überreich, in jeder Hinsicht das bezauberndste Wesen und, ob auch Salomon alle ihre Räthsel errieth, eben so klug wie schön. Im ersten Buch von den Königen erscheint sie auf einem Hintergrunde von hundertundzwanzig Centnern Goldes und wie in einer Wolke von Wohlgerüchen: „Es kam nicht mehr so viel Spezerei, wie die Königin vom Reich Arabien dem Könige Salomo gab.“ Die Araber wollen wissen, daß sie Balkis oder Belsis hieß, und unter diesem Namen wurde sie zu einer Fee, die viele Dichter, unter ihnen Charles Nodier, besangen. In Flauberts „Versuchung des Heiligen Antonius“ tritt sie als der Inbegriff berückender Schönheit auf.

Kommt nun, wenn so die Männer unter sich sind, die Rede auf die Königin von Saba — was zu geschehen pflegt —, so ist es ein großes Vergnügen für einen armen Sterblichen, sagen zu können: „Ich kenne sie; ich habe sie gesehen.“ In London sind die Herren aus dem Bekanntenkreise der Frau Roy Devereux daran zu erkennen, daß sie bei solchen Gelegenheiten sich ganz in diesem Sinne äußern und nachher ihren Namen nennen. Sind Damen zugegen, so spielen sie zwar auch darauf an, daß sie einmal das Glück hatten, die Königin von Saba zu schauen; doch lassen sie dann wohlweislich den Namen in blanco, um der Phantasie freien Spielraum zu eröffnen, die Möglichkeit durchschimmern zu lassen, daß besagte Königin nicht fern sei, und so der Gefahr zu entgehen, zu kränken, zu beleidigen.

Frau Roy Devereux ist eine Engländerin, halb schottischer, halb spanischer Abkunft; und kein Zweifel, daß die Blutmischung äußerst glücklich ausfiel. Die Dame hat zu vielen Träumereien und Schwärmereien Anlaß gegeben; sie selbst aber ist gar weit davon entfernt, eine Träumerin oder Schwärmerin zu sein. Mag es sich übrigens bei den sehr schönen Frauen nicht fast immer so verhalten? Sie sind gewöhnlich die nüchternsten Geschöpfe auf der weiten Welt. Die poetische Schwärmerin schlägt ihren Sitz mit Vorliebe in der Seele irgend einer kleinen Unholdin auf. Die Töchter Aphrodites haben kalte Köpfe und feste Herzen. Die Königin von Saba des Alterthums war, nach dem Zeugniß der Bibel, selbst nichts weniger als erotisch; eine Pallas Athene an Scharfsinn, eine Sphinx, die Räthsel zu ratthen gab, eine Dame, die den Kopf auf dem rechten Fleck hatte. Die späteren Königinnen von Saba haben die Gabe von ihr geerbt.

In ihrem ersten Buch über das Emporkommen der Frau hat Frau

\*) Roy Devereux: The ascent of woman. — Sidelights on Southafrica.

Devereux ihr innerstes Wesen erkennbar enthüllt. Der Kern des Buches wird durch das Motto angedeutet, das den zweiten Theil einleitet: „Einer in die Tiefe tauchenden Philosophie ist die Schönheit nicht etwa ein oberflächlicher Vortheil, eine Gefahr, ein unglücklicher Umstand, sondern eine Gabe Gottes wie die Tugend. Sie hat den selben Werth wie diese; das Weib, das schön ist, bringt eins der Ziele der Gottheit ganz eben so zum Ausdruck wie der geniale Mann oder das tugendhafte Weib. Das Weib, das sich schmückt, übt eine Pflicht, eine feine Kunst, in gewissem Sinne die hinreichendste aller Künste.“ In diesem Worte des frommen alten Zweiflers ist die Religion der Frau Devereux ausgedrückt.

So selbständig sie ist, kann sie, wie alle weiblichen Schriftsteller, die über ihr eigenes Geschlecht schreiben, natürlich doch nicht umhin, mit der Erklärung zu beginnen, daß die Männer keine Ahnung davon haben, was ein Weib sei und was wirklich im Weibe vorgehe. Schrieben die Männer über Frauen, so hätten sie nie eine andere Quelle als jene Frauen, die sie kennen lernten, was nicht viel sagen wollte, und schnappten sie ja einmal, dank dem seltenen Zusammentreffen eines gewissen Juges von Weiblichkeit und eines schlichten männlichen Herzens, etwas Richtiges und Wesentliches über das Weib auf, so plauderten sie es nicht aus — oder höchstens vielleicht nach einem guten Diner — und schrieben es unter keinen Umständen nieder. Frau Devereux will uns denn das neue Weib (wie man im Englischen sagt) das Weib unserer Tage, das Weib der jüngeren Generation offenbaren, wie es wirklich ist, und sie thut Das in einem vortrefflichen Stil, in dem klarsten, schneidigsten Englisch, mit einer durch Feinheit gedämpften Kühnheit und einem Wig, wie er in dieser Art auf dem Festlande gar nicht vorkommt; er ist durchaus national. Sie meint zum Beispiel, es wäre eben so nothwendig, eine Frau anzustellen, um eine Frau zu erfassen, wie es (zuweilen) nöthig ist, einen Dieb anzustellen, um einen Dieb zu ertappen.

Obgleich Roy Devereux zu den unbedingten Anhängerinnen der Frauenbefreiung zählt, entwirft sie doch kein ideales Bild von dem neuen Weibe, wie es heutzutage ist. Diesem Weibe bedeutet, ihrer Ansicht nach, die Liebe nicht mehr das Selbe wie dem früherer Zeiten. Der Mann habe ihrem Appetit nach Liebe nur die selbe Kost zu bieten, die er von je her stets und immer wieder bot. Sie ist die einzige, die er zu bereiten verstehe; und nun habe das Weib zum ersten Male darauf keinen Appetit. Daß das Gericht schlecht gekocht sei, daß es allzu lange gekocht habe, falle dem Manne gar nicht ein. Zu der einen Schwierigkeit, dem Geliebten zu trauen, einer Schwierigkeit, die auch vergangene Zeiten nur zu wohl kannten, sei für die Frau nun die neue entstanden, noch weniger sich selbst trauen zu können. Sie fühle keinen Treueinstinkt mehr in sich, wie die frühere Frau. Was sie unter-

halte, ist, angebetet zu werden. Daran erquide sie sich, wie eine Rahe, die sich sonnt. Roy Devereux zeigt ferner, daß das neue Weib den Männern immer mehr zuwider wird, je mehr es seine Laster und Redeweise, seinen Gang und seine Kleidung annimmt und parodiert; deshalb möchten selbst die einst begeistertsten Verfechter der Frauenrechte das Weib jetzt lieber holdselig als frei sehen.

In ihrem letzten, werthvolleren und äußerst lehrreichen Buch über Süd-afrika entfaltet Roy Devereux alle Gaben ihres rein männlichen Geistes. Man glaube nicht, hier eine empfindsame Reisebeschreibung, Schilderungen landschaftlicher Schönheiten, statt praktischer Beobachtungen zu finden. Sie bietet zwar ab und zu meisterliche Stimmungsbilder, wie das, wo sie die Schönheit der Nächte am Mozambique schildert; im Ganzen aber ist diese Schriftstellerin praktisch wie selten ein Mann. Sie versteht sich auf Zahlen und Geld und Finanzoperationen wie der geriebenste Bankier. Wer den Mund, mit dem sie spricht, die Hand, mit der sie schreibt, gesehen hat, wird nicht genug darüber staunen können, daß Steuerberechnungen und Vergleiche verschiedener Steuerysteme aus diesem Munde hervorgingen, diese Hand die Zahlen niederschreiben konnte, die uns über die Geldspeculationen und Aktienunternehmungen der Chartered Company belehren. Die sie näher kennen, waren freilich nicht davon überrascht; ist es ihnen doch nichts Neues, daß die londoner Börse so wenig Geheimnisse für diese merkwürdige Frau habe wie die ausgefuchst feinste Damentoilette.

Mrs. Devereux ist im Gefolge von Cecil Rhodes als Spezialkorrespondentin der Morning Post nach Afrika gereist. Sie hat das Capland, Transvaal, den Oranjesfreistaat, das Bechuanaland, Rhodesia, das portugiesische Territorium kennen gelernt, hat sich auf dem von den Franzosen eroberten und verwästeten Madagaskar, in dem britischen und dem deutschen Ostafrika aufgehalten. Nicht ihren glänzenden Empfehlungen nur: auch ihrer Schönheit öffneten sich dort unten alle Pforten. Es giebt in diesen Staaten keinen bedeutenden Mann, er sei ein Engländer oder Holländer, ein Deutscher, Araber oder Portugiese, mit dem sie nicht gesprochen, den sie nicht beschrieben hätte. Eine beigegebene Karte bezeichnet ihre Reiseroute.

Das größte Interesse wird jetzt wohl finden, was sie über die lebenden Persönlichkeiten sagt, über Männer wie Paul Krüger und Cecil Rhodes. Roy Devereux ist eine unbefangene urtheilende Engländerin. Sie nennt den Imperialismus eine Mischung erhabenen Ideals und albernen Trugs (that blend of sublime ideal and fatuous sham), sie hat überhaupt einen scharfen Blick für alle schwachen Seiten der Engländer; doch theilt sie vollkommen die Grundanschauung ihrer Landsleute vom Wesen der Buren und jede Beobachtung, die sie unmittelbar vor Ausbruch des Krieges an Ort und

Stelle machte, bekräftigt sie darin. Nur in einem Punkt macht sie ein Zugeständniß. Die Ausländer im Transvaal haben ihr einstimmig erklärt, daß ihnen nicht das Mindeste an dem Stimmrecht gelegen sei, das zwischen Briten und Buren zum Zankapfel wurde; ihr einziger Gedanke sei, Geld zu verdienen und als Nabobs heimzukehren. In allen anderen Beschwerdepunkten giebt sie England Recht. Ihr verfeinerter Sinn für Schönheit und Eleganz hat sicherlich viel dazu beigetragen, ihr Krüger so antipathisch zu machen. Sie schildert mit Abscheu das große, lahle Gemach mit den garstigen, mit Roßhaar gepolsterten Mahagonimöbeln, wo er sie empfing. Am äußersten Ende des Zimmers kam, in einem Armstuhl sitzend, die schwerfällige Gestalt eines alten Mannes, die Augen von riesigen blauen Brillen bedeckt, zum Vorschein. Er begrüßte sie mit einem Händedruck, bot ihr einen harten Sitz an seiner Seite und das Gespräch begann unter Beihilfe von Dolmetschern. Das ist eine schlechte Art, sich zu unterhalten. Daß Ohm Paul so oft den Spudnapf benutzte, hat ihm in den Augen von Roy Devereux sicherlich eben so sehr geschadet wie nur irgend eine der ausweichenden Antworten, die er gab. Ihm fehlt jede Würde und Feinheit, sagt sie und schildert ihn als einen unwissenden Bauern, der über wohlherzogene Leute ein unleidliches, kleinlich nörgelndes Regiment führte. Seine ganze Stärke schien ihr darin zu wurzeln, daß er stillstehen und ausharren konnte, — weil es ihm eben an Kenntnissen und an beweglicher Einbildungskraft fehle. Da sie uns aber auch allerlei verbürgte Anekdoten von der wahrhaft abenteuerlichen Betwegenheit seiner Jugend, von seiner Fertigkeit in allen Leibesübungen und beim Waidwerk erzählt, muß man sich wundern, daß sie so gar keinen Blick für die großen Eigenschaften dieser Gestalt hat, um so mehr, als sie mit förmlicher Begeisterung von Steijn, dem Präsidenten des Oranjestaates, spricht. Dessen herkulische Gestalt, patriarchalische Würde und vollendete Bildung haben einen starken Eindruck auf sie gemacht.

Beträchtlich werthvoller, ja, in ihrer Art meisterhaft ist ihre Charakteristik von Cecil Rhodes, den sie allerdings auch ungleich genauer kennt. Sie beurtheilt ihn unparteiisch, so sehr sie auch seine Thatkraft und seine Begabung bewundert. Zur Unparteilichkeit mag wohl auch ein Umstand beigetragen haben, den ihre schönen Lippen einmal so anzudeuten versuchten: „Cecil Rhodes hat nichts von Alledem, womit man Frauen gefällt.“ Sie hört ihn vor einer Schaar politischer Gegner, ja, vor erbitterten Feinden, im Bechuanalande eine Rede halten. Dratorisch ist sie so schlecht, wie sich nur denken läßt. Er hat keine Spur, keinen Funken von Beredsamkeit; weder Satire noch Begeisterung stehen ihm zur Verfügung. Dennoch strömt Etwas von der Kraft und Energie des Mannes in diesen Staccato-Ausbrüchen über die Versammlung hin.

Die wider den Eroberer von Rhodesta erhobenen Beschuldigungen sind seiner Reisebegleiterin natürlich zur Genüge bekannt. Allein sie warnt ihre Landsleute davor, einen Großen der That mit dem Maße des Moralisten und nicht mit dem des Philosophen zu messen, und sagt, daß kaum ein einziger großer Eroberer oder Politiker vertragen würde, mit jenem Maße gemessen zu werden. Sie meint, daß der Engländer ganz besonders geneigt sei, die Männer kleinlich zu beurtheilen, die Englands Größe schufen; und in gewisser Beziehung hat sie Recht, denn eine schändlichere und dümmere Haltung, als sie England Männern wie Lord Clive, wie später Warren Hastings gegenüber, als sie aus Indien zurückkehrten, annahm, ist höchstens noch bei kleinen Nationen zu finden. Sie zeigt, daß das englische Volk zuletzt doch stets dahin gelangte, solche Männer zu rühmen und den Wahlspruch des englischen Wappens „Gott und mein Recht“ des Löwen und des Einhorn's Raubthierinstinkten als Schild vorzuhalten, Instinkten, die doch nun einmal ausgesprochen englisch seien. In ihrer Charakteristik von Cecil Rhodes hebt sie neben seinem unstreitigen finanziellen Talent ein Element von wirklicher Größe hervor: der Gedanke, Englands Namen einst quer über Afrika hingeschrieben zu sehen, ist für ihn ein Kultus, nicht ein Steckenpferd. Er hat ein ungeheures Vermögen gesammelt, um es seinem Ehrgeiz dienen zu lassen, um das Gold als Waffe zu gebrauchen, wo keine andere Waffe hindringen würde. Er bekennt sich zu der tief wurzelnden Ueberzeugung, daß die Menschen am Leichtesten durch ihre Laster zu regiren sind, und mit Hilfe von Anderer Lastern regirt denn auch er selbst. Sein Geist ist nicht original; alle seine Ideen hat er von Anderen übernommen. Roy Devereux aber findet, echt englisch, daß eine originelle Idee wenig bedeute im Vergleich zu der Kraft, sie auszuführen, und diese wirksame Kraft besitze Rhodes in so hohem Maße, daß sie bei ihm einen dramatischen, beinahe heroischen Charakter annehme. Sie giebt zu, daß bei ihm der Zweck das Mittel heiligt, daß ihm die Gabe, Sympathien zu gewinnen, fehlt, ihm Anmuth, Humor vollständig abgeht, daß die leiseste Kritik ihn peinlich berührt und er von seiner Umgebung den Glauben an seine unbedingte Unfehlbarkeit fordert. Doch behauptet sie, das Schlimmste, was die Historiker der Zukunft ihm nachsagen können, werde sein, daß er nicht nach rechts noch links geschaut habe und gegen die moralische Beschaffenheit einer Handlung vollkommen gleichgiltig gewesen sei, wenn sie nur dazu beitrug, Afrika England zu unterwerfen. Darin sieht sie ein starken Mannes Ehrgeiz nicht unwürdiges Ziel; und diesem Ziel habe Rhodes mit einer Seelen- und Willensstärke entgegengetrebt, die man in Ermangelung eines besseren Namens Genie zu nennen pflege.

---

Wie heißt es doch in dem Buch der Könige? „Da aber die Königin vom Reich Arabien sahe alle Weisheit Salomons, und das Haus, das er

gebaut hatte, und die Speise für seinen Tisch, und seiner Knechte Wohnung, und seiner Diener Amt und ihre Kleider u. s. w., da konnte sie sich nicht mehr enthalten und sprach zum König: Es ist wahr, was ich in meinem Lande gehört habe von Deinem Wesen und von Deiner Weisheit.“ Das Gold, das Salomo in einem Jahr einnahm, wog 666 Centner. Was ist Das gegen das Gold, das jährlich Cecil Rhodes zufließt, und was ist das kleine Palästina, das Salomo bei seinem Tode getheilt hinterließ, an Umfang gegen das Reich, das Cecil Rhodes geerbt hinterlassen wird! Damit soll nicht gesagt sein, Cecil Rhodes sei so interessant wie König Salomo oder an geistiger Bedeutung könne Rhodesia neben Palästina in Betracht kommen. Diesmal aber war es die Königin von Saba, die das Räthsel des Herrschers, bei dem sie zu Gast war, rieth: das Räthsel seines eigenen Wesens.

Kopenhagen.

Georg Brandes.



## Das Leid.

**S**tefan Feodor Flitsch machte seiner Geliebten — nein: seiner Braut, die seit fünf Jahren auf ihn wartete — die große Entdeckung.

Sie saßen im Koffertaus beim Eckfenster, Jedes in die rote Sommerbank hineingedrückt, vor sich die Mélange und den Berg Zeitungen, in der bläulich feinen, Behagen ausströmenden Atmosphäre des „gutventilirten“ Wiener Cafés.

Draußen hatte ein lauer Februartag, den die Menschen für Frühling nahmen, eine Menge hinausgelockt, die geschäftig durch einander schob, den Ring hinauf, von der Wolkele bis zur Oper, und wieder hinab und wieder hinauf, mit wichtiger, strahlender Miene, wie Jemand, der sich beim Empfang einer Majestät einfindet. Die wiener Frauen strahlten und waren noch schöner als sonst: mit den kurzen Niederchen, die die Hüfte frei lassen, und den knappen, o so knappen Röcklein, eng, eng, die unten mächtig, weit, wogend, auseinander fluthen, schleppend, rauschend, prächtig . . .

Die Votti hatte auch solch ein Sezeffion-Röcklein. Denn sie war aus gutem wiener Hausherrn-Haus, wo man mit der Mode gehen kann, Gott sei Dank. Aber sie hatte noch etwas Anderes: große, dunkle, sehnsüchtige Augen. Und die hatte sonst Niemand in der Hausherrn-Familie. Alle hatten sie runde, blühblaue, wie auf Stäbchen herausgesteckte Augen und den Blick latter, zufriedener Kühe, sammt dem dazu gehörigen Doppellinn. Nur die Votti war ganz aus der Art geschlagen, — leider, leider. Der liebe Gott mochte wissen, wiefo. Ganz aus der Art geschlagen. Denn Augen, Das weiß man ja, machens nicht

allein. Aber Alles, was zu diesen Augen gehört: Das wars eben! „Gelehrt“ Reigungen und wenig Pietät und sehr wenig Worte — zu Hause — und so ein Ausweichen überhaupt, so einen höchst befremdlichen Zug hinaus aus der Familie und lauter „drauhige“ Freundschaften, wo Einem doch die Verwandtschaft über Alles gehen soll!

Seit sie ihr aber auf Das mit dem „Judenbuben“ gekommen waren, da war Alles aus. Der Herr Gruber raste und tobte. Ein Judenbub, ein russischer noch dazu, sollte in seine urarische Familie hineinkommen? Er, Hausherr am Allergrund, Christlich-Sozialer vom reinsten Wasser, Schwiegervater eines — eines — — Er hätte einen Ritualmord begehen können! Und noch dazu so eine Null: ein Student!

Aber es half ihm nichts. Die Votti blieb fest. Trotzdem er ihr in die Ohren schrie, von den vierzigtausend Gulden, die als Mitgift für sie angelegt waren, bekäme sie nichts, aber schon gar nichts, einen Dr . . . , wenn sie dabei bleibe. „Ich warte, auf wen ich will und so lange ich will“ war ihre einzige Antwort.

Der Schädel, der verfluchte Schädel, den das Mädel hatte! Ueberhaupt war sie nie nach seinem Sinn gewesen. Weiß der Teufel!

Die Frau Hausherrin hatte ihm nicht mit gewohntem Temperament sekundirt. Wie sie von dem Juden hörte, war sie ganz bleich fortgeschlichen: „Jesses Marand Joseph, Das ist die Straf! Das ist die Straf! . . .“

Seitdem waren fünf Jahre vergangen. Fünf gräßliche Jahre.

Schneller ging's nicht. Seit einem halben Jahr war er Arzt und auf der Jagd nach Pragis. Er mußte es endlich möglich machen, er mußte! Was hatte sie erlitten um ihn! Qualen, Pein, Schande, — die Schande der Unfreiheit. Aber er war auch das Leben für sie gewesen. Wie die große Erweckung war er ihr gekommen. Sie: still, scheu, wie eingefrorenes Leben unter dem Eise, er: voll Kraft und Wollen, ein heißer Föhn, hatte die Erstarrung gesprengt. Tiefes Staunen erst und dann ein Jubel! Das war das Glück . . .

Sie hatten gekämpft für ihre gemeinsame Zukunft mit wildem, unüberwindlichem Trost. Den Verhältnissen die paar Stunden Beisammensein in den fünf Jahren unter tausend Schwierigkeiten abgerungen. Alles war schwer, kompliziert, alle Götter waren gegen sie. Stefan mußte sich durchkristen mit Stunden. Als kleines Kind war er nach Wien geschickt worden zu einer Verwandten, die gestorben war, als er fünfzehn Jahre gewesen. Seitdem brachte er sich allein durch. Seine Eltern, arme russische Juden, hatten kaum Brot und Zwiebeln für sich selbst. Vor zwei Jahren waren sie aus Rußland hinausgejagt worden; da waren sie nach Wien gekommen. Datten sich einen Branntweinschanz aufgemacht in Pernal's draußen und „ernährten“ sich. Damals hatte Stefan seine Eltern besucht, die ihm wie unsagbar traurige, groteske Gestalten einer verlorenen Welt erschienen. Und er sann über das Wunder der Assimilation, die Blut und Rasse wandelt. Wie aber erst, wenn sie unterstützt wird durch bewußte Wahl: Mischlinge! Was würden er und Votti für prächtige Kinder haben! Votti! Mütterchen! Eine heiße Blutwelle durchfluthete und erschütterte ihn . . .

Er arbeitete rastlos; er ließ nicht nach. Nicht mit ungeduldigem Rütteln wollte er das Schicksal zwingen, nein: mit zäher, eiserner Ausdauer. So mußten sie siegen. Natürlich, wenn kein Elementarereigniß dazwischen kam. Das Elementar-

ereigniß räumten sie ein, devot, unterthänig sich beugend, zitternd vor der Scheelsucht der Götter, dem kleinlich neidischen Pöbel, der das große Glück nicht duldet und in stupider Grausamkeit mit Tyrannen-Vollmacht proht.

Die klingende Freiheit, die wollte er erobern, ja! Immer vorausgesetzt natürlich, daß nicht am Ende . . . Wie eine schwarze Wolke schwebte es über ihnen. Lächerlich, daß sie so oft daran dachten; absurd. „Aber weißt Du, es ist ein so unheimlicher Gedanke,“ sagte Votti einmal, „daß Alles an Das gebunden sein soll, was fortwährend in tausend Gefahren schwebt . . .“

Sollte es Das sein? Alles war so behaglich da; unmöglich . . .

Langsam löste sich die Erstarrung:

„Was sagst Du, Stefan?“

Und er wiederholte, langsam und deutlich . . . Er mußte es ihr sagen, er konnte nicht länger schweigen. Seit einem halben Jahr trug er es mit sich herum. Heute war er beim Professor gewesen. Der hatte es bestätigt.

Sie hörte Worte aus einer grauen, fremden, unendlichen Ferne. Etwas tönte, schwang, näherte sich, troch bis ans Hirn und wollte sich hineinbohren. Es bohrte und bohrte . . . Draußen ging Eine vorbei, die hatte das Kleid so hoch gehoben, daß unter dem schönen Seidenjupon ein gestreiftes Barchentröcklein zum Vorschein kam. Mit geschlungenen Fäden. Das sah spassig aus . . . Gedämpft fielen die Worte, wie stille Wassertropfen . . .

Sie sagte es nicht. Aber sie hätte schreien mögen, einen langen, wehen, tobenden Schrei. Lebte sie denn? War Das wahr? Sie kratzte sich unter dem Tisch mit den Nägeln der einen Hand in den Arm, bis sie wirklich einen Laut ausstieß. Und sie sah ihn an. Lippen, Lider, Nasenflügel vibrierten, das Kinn und die Mundlinien zogen scharfe, spitze Ecken. Der Zwicker hielt wie eine Klammer die Nase eingezwängt und zog einen rothen Streif: die Augen aber waren schl . . .

War sie blind gewesen? Sonst hatte er immer etwas Dunkles, Fiedriges, Blühendes in seinen Zügen gehabt. Jetzt war er wie ausgebleicht. Kein Fieber mehr in den Zügen. Nur entsehlige Nüdigkeit.

Die Heßjagd um den Bissen Brot war eben zu toll gewesen. Ein ununterbrochener Kampf seit Jahren. Ohne Ausruhen, ohne Athemholen. Nur, wenn er sich rührte, hatte er zu essen. Drum mußte er sich rühren. Raftloser, wilder, rasender Lauf dem Ziel zu. „Das Leben ist logisch“, sagte Stefan, als das Ziel immer näher rückte. Ja, er sah es schon vor Augen. Es winkte, verheißend, verlockend; er lief weiter drauf zu . . .

Da zeigten sich Blutspuren in seinem Auswurf. Und er mußte innehalten auf seinem Weg.

„Und was hat der Professor gesagt?“

„Nun, er meint, es sei noch nicht unheilbar; ein Jahr im Süden, ohne Arbeit, ohne Sorgen, in Ruhe und guter Pflege: Das wäre die Heilung. Immer tiefer, meint er; Luftveränderung: erst Italien, dann Kairo, Palästina.“

Er brach in grollendes, heißeres Lachen aus; ein Lachen voll verzweifelter, hilfloser, ohnmächtiger Wuth: ein Zusammenbrechender, der noch das Bewußtsein nicht verloren hat.

Also da war es wirklich.

Ein Jahr im Süden. Er! Wenn er vierzehn Tage nicht arbeitete, wußte er nicht, woher den Zins für sein möbliertes Zimmer nehmen. Und die Kost. Und Alles, was der ganze Apparat täglich frisst. Und wofür man sein Bißchen Leben ausfrotten muß, um es nachzuziehen, immer geringer, erlöschender, elender, ein Kapital, das sich langsam vermindert.

Und wie er jetzt Votti ansah, dieses erstarrte, fassunglose Gesicht, da stieg es plötzlich wie ein Fragen, ein Zweifeln in ihm auf. Das sollte wahr sein? Und der brennende, rüttelnde Lebensinstinkt, der nicht glauben will, der Alles leugnet, erfaßte ihn. Es war nicht möglich. Einfach unmöglich. Blödsinn! Gewiß: die Lunge war angegriffen — er war ja Arzt und wußte Bescheid —; aber warum sollte er sich nicht auch in Wien erholen können! Das wiener Klima ist doch nicht schlecht. Schonung, weniger Arbeit... und jetzt kam ja der Frühling!

„Votti, mach Dir nur gar keine Sorgen. Hätte ich Dir nur nichts gesagt! Du brauchst gar keine Angst zu haben, wirklich nicht. Schau: ich werde weniger arbeiten; faulenzgen, sage ich Dir. Du wirst sehen, wie schnell ich mich erhole!“

Sie war wie versteinert. Sie hatte nicht gefaßt, daß es wirklich da sein sollte, Das, wogegen man nichts thun kann. Was er jetzt sprach, nahm sie auf, willig, gierig. Er würde sich schonen; und der Frühling kam.

Er war nachdenklich und still geworden. So ruhig... Und dann, auf einmal, konnte er es ihr sagen, fest, was er ihr sagen mußte.

„Votti, Du Liebe, wirst Du's nur nicht vergessen, unser — Motto?“

So ruhig, als wäre nichts geschehen, sah er sie an: „Ueber Alles, Alles zur Tagesordnung übergehen!“

Sie erschraf. Warum? Ja: Das war ihr Motto gewesen. Hinauskommen können über alles Persönliche: der gesicherte Mensch. Von ihm hatte sie es gehört und begriffen und verstanden. Aber die glühende Ueberzeugung hatte es nicht in ihr ausgelöst. Nur jenes andere Wort von ihm, aus dem sein Motto entsprungen war, das war ihr aus der Seele gesprochen: „Das jammernde Leid ist häßlich.“ Mit jeder Faser hatte sie Das gefühlt. Wehend, winselnd, stöhnend am Boden kriechen, eine Beute des eigenen Leides: Das war grauenhaft häßlich. Ueberall sah sie Menschen herumschleichen, mit gefurchten Stirnen, grauen, scharfen, verstaubten Sorgenwinkeln in den Bügen, jammervoll niedergebuckt, und die Welt war ihnen voll ihrer Kümmernisse, die Welt, die mächtige, weite, ewige, gleichgültige, die gar nichts wußte von ihnen.

Sie hatte sich gewehrt gegen das Leid in den fünf gräßlichen Jahren ihres Doppellebens, wo sie in der tiefsten Schande lebte: unfrei. Gefesselt „zu Hause“, während ihre Sehnsucht irrte und taumelte zu Dem, dem sie gehören sollte. Sie hatte sich gewehrt gegen das kleine, persönliche Leid, das so häßlich war in seinem Terrorismus, mit der ganzen Kraft ihrer frühlichen Sonnennatur, die an das Leben glaubte, weil sie das Leben wollte. Sie hatte die Welt immer groß und weit und licht gesehen. Und ihre Augen waren hell geliebt und ihre Stirn klar.

... Als sie an diesem Abend auseinander gingen, lag es über ihnen grau, beklemmend. Und sie konnten einander lange nicht sehen; sie wurde betrachtet.

„Aber Du schreibst mir, Stefan, wenn ich kommen soll, wenn Etwas ist; ich bitte Dich, Stefan . . .“

Er küßte sie im Dunkel der Straßenede; und ihre Herzen schlugen an einander, bebend, ungläubig.

Sie fing an, die Umrisse zu erkennen, die ihr bis jetzt verschwommen gewesen waren. Mit starren Augen sah sie hin, wie es sich reckte und dehnte und langsam die mächtige Franke hob. Ein riesiges, spinghastes Ungethüm hinter tausend wirren, düsteren Schleieren, die nur der Blick durchbringt, den das Leid geschärft . . . Ueberall sah sie es jetzt. Wie die Menschen sich abmühten, den Roloß zu erklimmen! Und er ließ sie an sich heran. Und sie klonnen, in Schweiß und Blut gebadet, rastlos, unermüdlich. Es hielt still, mit steinernem Rücken. Aber was sie nicht merkten, war, daß es ihnen heimlich, langsam, stetig die besten Kräfte stahl. Und wenn sie dort waren, wo sie hingewollt und hingemußt, dann fielen sie zusammen wie morscher Funder. Das Leben hatte ihr Mark aufgezogen, als Zoll und Steuer, und lächelte weiter, ruhig, steinern, ewig.

Sie konnte jetzt keinen Schritt thun, keinen Blick hinauswerfen, ohne Das zu sehen, wofür der Glückliche mit grauem Haar gesegnet ist. Den alten Mann dort drüben im Haus, der immer still und stumpf am Fenster saß, hatte sie früher nie bemerkt. Und er sah doch da zehn Jahre lang. Der war früher ein schmucker Herr gewesen. Ein Herr in einem blauen Frack mit goldenen Treppen und schwarzen, gefärbten, duftenden Haaren. So hatte er dreißig Jahre lang in einem adeligen Kasino . . . an der Thür gestanden. Hatte dreißig Jahre lang die Thür geöffnet und sich dreißig Jahre lang verbeugt. Das war eine feine Stellung gewesen. Sogar eine Pension trug sie ihm ein, als er sich nach dreißig Jahren „zurückziehen“ mußte, weil er vom vielen Stehen Muskelschwund in den Beinen bekam . . .

Und ihre Lehrerin fiel ihr ein, die arme kleine Sprachlehrerin, die so glücklich gewesen war, als sie einen Mann fand. Ganz verwandelt, strahlend vor Seligkeit, war sie gekommen und hatte es erzählt, das Wunderbare: ein Mann wolle sie heirathen. Und er heirathete sie wirklich. Ihre stille, bescheidene Art hatte ihm gefallen. Aber das Haus allein erhalten: Das konnte er nicht. Er hatte nicht so viel. Wie gern gab sie weiter ihre Stunden! Sie mußten eben zusammen arbeiten, rastlos, ohne Pausen, wenn sie zusammen leben wollten. Und sie lief weiter vom Omnibus zur Tramway, von einem Bezirk in den anderen, treppauf, treppab, ihren Stunden nach. Auch als Uebelleiten und Ohnmachtsanfälle kamen. Im vierten Monat war sie ins Spital gekommen und lange Zeit hörte man nichts von ihr. Als sie wieder kam war sie keine Frau mehr. Sie weinte bitterlich, denn ihr Mann . . . Aber sie konnte jetzt wieder laufen, treppauf, treppab; nur die kleinen Schmerzen bei jedem Schritt waren schlimm.

Gleich Ehemern stiegen diese Gestalten jetzt vor Lotti auf, wie aus Nebeln eines Lebens, das jenseits liegt von jener Welt, in der man ausruht und doch satt wird. Und in die langen Stunden, die sie einsam in ihrem Zimmer verbrachte, müde und willenlos, wie sie es früher nie gekannt, krochen langsam die

Zweifel, die entweder zur Verzweiflung werden oder die große Befruchtung bringen, heilige, gefährlichste Schwangerschaft und neues Leben. Zweifel an Allem, woran sie bis jetzt geglaubt, wofür sie sich eingesetzt in seliger Begeisterung, mit heißen Wangen und klopfendem Herzen, wonach sie gelebt und gestrebt, wofür sie eiserne Bande zerbrochen und neue, fröhliche, grünende geknüpft hatte. Daß die Frauen hinaus sollten und das Leben mitleben, wie sie bis jetzt geglaubt: war denn Das nicht Unsinn? Wars nicht besser, zu fliehen, sich zu verstecken, zu verfrachten irgend wohin, wo es sicher und warm ist und tief verborgen, wo man nicht gefunden wird und ruhig und still liegen kann, wie sie jetzt in ihrem Zimmer lag? Hinter vier dicken, sicheren Mauern sich zu verbergen vor dem Leid?

In die Lebendigkeit hatte sie hinausgestrebt, ihr Leben nach eigenem Willen leben wollen; und die Philister hatten ihr gewehrt und sie zurückzuhalten versucht bei sich, im Schutz der fatten Sicherheit, die ihr erschienen war wie ein verlorener Sumpf erstarrten Fettes.

Und hatten die Philister nicht Recht gehabt?

Das waren die schwarzen, qualmenden Rebel: sie verstand das Leben nicht mehr. Irr, wie, unheimlich war Alles um sie herum und sie hätte einen Sprung machen mögen in irgend ein Jenseits, wo die Lösung war. Und sie suchte und bohrte und rang nach einer Antwort . . .

Dann kamen Stunden, wo die schwere Bähmung von ihr wich, das dämmernde Rirmana, in das sie langsam versank, sich zertheilte und sie heraus schritt wie aus Nebeln, voll zudenken, geknebelten Lebens, zitternd, tastend. Dann ging sie in ihrem kleinen Zimmer auf und ab, langsam erst, dann schneller und schneller, bis sie zusammengekauert niederglitt auf das weiße Fell vor ihrem Bett, den Kopf in die Polster vergraben, die nach ihrem Körper rochen. Und Gedanken, Bilder, Vorstellungen, Erinnerungen, glühende, schwüle Phantasien umflutheten sie und strömten heran. Das ganze Zimmer war voll davon. Aus den Ecken tauchten sie auf, weiß und roth und gelb, ein jubelndes Farbenbaccanal, aus ihrem Hirn quoll es warm und alle Sinne kochten und schwangen die zitternden Nervenfasern in vibrierender Wonne. Nur der arme, jungfräuliche Leib suchte und wand sich, weil er noch immer des großen Schmerzes harrete.

Eines Tages kam ein Brief. Sie wartete auf diesen Brief. Aber als sie ihn gelesen hatte, drehte sich ihr das Zimmer im Kreis, in rasend schnellen Kurven, dann langsamer und langsamer, bis es still stand. Dann kleidete sie sich an, ruhig, mechanisch und ging auf die Gasse. Sie schlug einen Weg ein, den sie noch nie gegangen war. In den düstersten Proletarier-Bezirk, wo Dirnen wohnen in ganzen Gassen und die Schnapschänken das beste Geschäft machen.

Dort lag Stefan, weil er sich nicht mehr erhalten konnte, bei fremden, russischen Juden, die seine Eltern waren.

Sie kam an der Botivstraße vorbei. Nie war sie hier gegangen; ohne ihren Schritt zu verlangsamen und die großartige, vornehme Schönheit in sich aufzunehmen: die zwei mächtigen, schlanken Brudertürme, die wie in jubelndem Flug in die Höhe stürmen, in fröhlicher Krönung des ernstern, breit gestreckten Domes, der schwer, schwarz, maffig baliegt und doch die subtilste Feinheit des

kleinsten Schindkels, des winzigsten Spitzbogens zeigt. Nie war sie hier gegangen ohne das dankbare, selige Beben vor der Schönheit.

Heute ging sie mit ruhigen, einfürmigen Schritten vorbei, durch den Regen, die Kälte, den Schnee, die so schnell auf den falschen Frühling gefolgt waren. Nicht schneller, nicht langsamer ging sie weiter und bog rechts die Allerstraße hinauf. Die große Perspektive verschwamm heute in Regen und Nebeldunst, aber ein wunderbares, fahlgelbes Nachmittagslicht lag über Wien. Sie sah nicht auf, sie blieb nicht stehen; nur ein Erinnern überkam sie plötzlich: hier war es, wo er sie zuerst sehen gelehrt hatte. Blind, aber verlangend hatte sie an aller Schönheit herumgetastet. Bis er gekommen war und sie hineingeführt hatte in seine Heimath. Und sie sah. Alles, was sie gesucht, ward ihr offenbart: Formen und Farben und Töne und Rhythmen und wunderbare, jauchzende, schimmernde Gedanken, die immer wieder sich in sich selbst vermehrten. Das Leben, die Bedeutung, das Ereigniß in der winzigen Ereignung hatte er ihr gewiesen. Und dann, als er ihr ganz unten im kleinsten Geschehen den kosmischen Gang gezeigt hatte, dann hatte er sie hinausgeführt auf die hohe, winkende Warte, wo man nur die ungeheure, endliche Weite sah, den großen, schwingenden Kreislauf, in dem Alles versank, auch das kleine, kleine Menschenleid. Und jetzt, als sie weiter ging in den Straßen, die immer enger, schmutziger wurden, je näher sie ihrem Ziel kam, da stieg die große, bittere Sehnsucht in ihr auf, die Sehnsucht nach der Heimath, die Sehnsucht, sich heraus zu verlieren aus der eigenen, einzigen Welt, die sie war und in der sie litt. Und die Triebkraft dieser Welt, der starke Menschenwille, nahte sich dem Wesenlosen, dem Ungreifbaren: sie wollte, sie wollte helfen. Und darum würde sie helfen. Und darum war sie ruhig und fest und brach nicht zusammen, trotzdem sie jetzt nach Hernals ging, wo er krank lag bei fremden, russischen Juden, die seine Eltern waren, . . . ihr Geliebter, der ihr das Leben noch bringen mußte . . .

Darum durfte es nicht an sie heran, das große Leid. Darum eine starre Gewißheit in ihr, daß sie helfen würde, helfen mußte, weil Alles gar so entsehrlich war, weil es mehr und gräßlicher war, als ein Mensch ertragen konnte, und weil es kein „mehr“ gab in der Natur . . .

Sie hielt an. Das war die Straße. Sie ging hinüber auf die andere Seite, die Nummer suchend: Zwei — Vier — Sechs . . . es war ganz unten. Ein paar Leute begegneten ihr. Arme Leute, ein Hausirer, ein bettelnder Krüppel; drüben taumelte ein Betrunkener. Die verbaute, enge Gasse starrte von Roth und Schmutz. Immer mehr regnete es in die großen Wasserpfützen hinein. Von ihrem Schirm, von ihren Kleidern, von ihren Haaren troff die Rässe. Noch ein Mädchen begegnete ihr, in ein großes, braunes Tuch gewickelt, mit zerlumpten Schuhen, aus denen kleine Bäche rieselten, dick und feucht in die Stirn hinein hängenden Haaren, mit einem Hut auf dem Kopf und schmutzig-weißem Schleier, der über ein alterndes, müdes Gesicht gezogen war, ein Gesicht voll Falten und Rissen unter billiger, schlechter Vorstadtschwimke. Das Mädchen kam ihr gerade entgegen auf dem schmalen Trottoir, wich aus, schen, verlegen und tappte an ihr vorbei in die großen Pfützen hinein . . . Danach traf sie keinen Menschen mehr.

Sie stand still. Vor einem grangetünchten, drei Stock hohen Proletarierhaus. Unten, neben dem Hausthor, war ein Waffenladen. Eine schmutzige, braune

Thür mit verwichenen Kreidemalereien von Gassenbuben, daneben ein Schild: Trebern Olivowij Taj.

Die Thürglocke läutete, als sie auf die Klinke drückte. Sie sah undeutlich in dem Qualm, der ihr entgegenschlug: viele Männer. Einer lag auf einer Bank und schnarchte, Andere schrien, spielten Karten, rauchten, auf einem Tisch saß ein Frauenzimmer und machte allerlei Gistien, Männer standen herum und brüllten vor Lachen. Undeutlich sah sie das Alles; aber die Atmosphäre nahm ihr fast den Athem: die Ausdünstung armer, schmutziger Menschen. Branntwein, Schweiß, Knoblauchgeruch . . . ein Chaos vor ihren Augen.

Schnell, bevor noch einer der Männer, die hier nach ihr hinblickten, ein Wort hätte sagen können, löste sich aus dem Gewirr und den Dünsten, die vor ihren Augen verschwammen, eine kleine, schwarze Gestalt in langem Raftan, nahm sie bei der Hand und führte sie mitten durch, bis hinter den Badentisch, wo eine Thür mündete. Er machte auf.

Sie stand in einer Küche. Fett- und Speisereste, Kübel mit schmutzigem Wasser, in denen Teller, Gabeln, Gläser schwammen, standen herum. Eine Frau stand vor den Kübeln und wusch das Geschirr. Sie trug einen rothen Planelletrock und eine schmutzige Nachtjacke. Unter einer dicken, kohlschwarzen Perücke sah ein gelbes, runzliges, altes Gesicht hervor. Der Mann im Raftan sagte Etwas in einem Jargon, den Lotti nicht verstand. Die Frau wuschte ihre nassen Hände ab und kam langsam auf Lotti zu. Sie schaute sie an und wies dann auf eine zweite Thür. Laumelnd, bebend ging Lotti hin, durch die Küche. Zitternd legte sie die Hand auf die Schnalle. Sie trat in das Zimmer, wo Stefan lag . . .

Sie sah nicht das Zimmer. Sie sah nichts. Sie kniete neben dem Bett und hielt ihn mit beiden Armen umschlungen, sie übergoß sein Gesicht mit Thränen, bedeckte die armen, blassen Hände mit Küssen. Ihre Herzen schlugen fliegend an einander, ihre Körper bogen sich in konvulsivischem Zucken, als ob sie sich bäumten.

„Weine nicht, ich helfe ja!“

Und dabei strömten ihr die Thränen aus den Augen, lautlos, undämmbar, unaufhörlich.

Er lag längst schon still und erschöpft da, ruhig und thränenlos. Und während sie ihn umschlungen hielt unter tausend stammelnden Liebesworten und heißen Bärtlichkeiten, flüsterete sie ihm zu, daß sie helfen werde und daß sie gar nicht traurig sei, nein, denn ihr Stefan werde jetzt bald dort sein, wo er gesund würde, mit ihr, mit seinem Mädchen, nein: mit seinem Weib, gepflegt und beschützt von ihr, irgendwo im Süden. Und mit heißen Wangen, ganz feucht von Thränen, erzählte sie ihm, wie dumm sie gewesen waren, alle Beide, daß sie nicht eingesehen hatten, daß es sein müßte . . . „Denn, weißt Du, wenn man einsieht, daß Etwas sein muß, dann setzt man's auch durch, natürlich, selbstverständlich!“ Sie würde es durchsetzen. Eine Stelle annehmen, irgendwo im Süden, die so viel trug, daß sie Beide davon leben könnten. Jrgend eine Stelle. Das würde sich schon finden. Als Lehrerin oder deutsche Korrespondentin — oder — oder . . .

Oder würden vielleicht — ihre Stimme sank und wurde leiser und langsamer — würden vielleicht — die Thren, ihre Eltern, das Geld hergeben und sie heirathen lassen . . . ?

Es war fast dunkel geworden; sie konnten einander kaum mehr sehen.

Still sah sie auf seinem Bett und hielt seine Hände. Sie sprachen längst nicht mehr. Aus der Schänke drang manchmal ein Ton herüber, ein Poltern, eine kreischende Stimme, Gelächter; dann war Alles wieder still.

In dem Dunkel verschwammen die Töne von der Gasse, die Formen und Farben, das monotone Geplätscher des Regens, der an die Fenster schlug, das dumpfe Schwarz, das auf der Gasse lag und langsam herein schwebte und den Raum füllte, immer dichter. Nur das Bett leuchtete wie ein matter, geistlicher Schein und das weiße Gesicht, das auf den Polstern lag mit geschlossenen Augen und lächelndem Munde. Und langsam griff es in ihr Herz hinein, wie mit knöcherner Krallenhand. †

„Stefan! Was soll werden?“

Belebend glitt sie nieder, dumpf, fast bewußtlos.

Er streckte die Hand aus und tastete nach ihr im Dunkel. Er zog ihren Kopf an die Brust und streichelte ihr Haar, ruhig, leise, aus fremder Ferne. Wie ein stiller, feierlicher Strom ging es von dieser Hand aus, die langsam über ihr Haar strich. Und sie hörte Worte. Er sprach. Sie brachte ihr Gesicht ganz nah an das seine auf dem Polster:

— — — „Leise, leise,  
Wie der Wellen weite Kreise  
Leis erstirben im tiefen See,  
So im großen Weltenschmerze  
Leise stirb mein kleines Weh.“ — — —

Sie hielten einander umschlungen in der lautlosen Dunkelheit. Die bestäubende Stille sank auf sie herab und umhüllte sie, wie ein Opium, in dem alles Sein in leichte, schwankende Nebel zergeht.

Draußen wurde eine Thür geöffnet. Einen Augenblick schlug der Lärm aus der Schänke urgedämpft herein. Die Thür wurde wieder zugeworfen. Jemand hantirte in der Küche nebenauf mit Glas und Porzellan. Dann näherten sich Schritte. Lotti stand auf. Die alte Frau kam herein, mit einer brennenden Kerze in der Hand. In gebrochenem Deutsch, mit schleifenden Gutturallauten, sagte sie Etwas; daß sie eine Kerze bringe, weil die Lampe nicht brenne; daß sie sie aber putzen und dann gleich bringen werde; auch brauche das Fräulein beim Abgang, nicht, vor der, Holzkohle zu stehen, hier, siehe, was, ein, Ausgange, ins Freie. Dann ging sie.

Als sie nach einer Weile mit der Lampe wiederkam, war Stefan schon allein...

Durchnäht bis auf die Haut, zitternd vor Kälte, kam Lotti nach Hause. Sie ging gleich in ihr Zimmer, wo sie sich so gern abschloß von der „Familie“. Sie zündete ein Licht an. Wie eine bleierne Last lag Müdigkeit auf ihr, beschwerte ihr die Glieder, wie zu Boden ziehende, lautlose Ketten. In ihren schweren, nassen Kleidern sank sie auf das Sofa nieder, mit geschlossenen Augen. Aber die nasse, eisige Kälte preßte ihren Körper zusammen. Sie stand auf und begann mühsam, sich zu entkleiden. Die triefenden Schuhe, die nassen Kleider trug sie hinaus ins Vorzimmer. Die Strümpfe zog sie aus, auch die Röcke,

und nahm aus dem Kasten frische, duftende Bische. Daneben wurde herumgegangen, gerücht, gesprochen. Man hatte ihr Kommen schon bemerkt. Wie es schien, gingen sie weg; ins Theater, die neue Operette ansehen; sie hatten Stammsitze dort. Sie hörte ihren Vater sprechen, in seiner Art, die ihr auf die Nerven fiel; einzelne Worte scharf herausgestoßen, doppelt unterstrichen, dann bis herunter zum Flüsterton und mählich wieder anschwellend zu besonderer Betonung der Hauptglieder. Einzelne Wörter hörte sie bis hinein. „Landstreicherin.“ Das galt offenbar ihr. „Zu dem kranken Juden“ . . . Sie wußte also schon.

Endlich gingen sie. Die Thür fiel dröhnend hinter ihnen zu.

Sie holte aus dem Kasten im Vorzimmer ihren Planelleschlafrock und schlüpfte hinein. Mechanisch schloß sie die vielen Knöpfe, zog die lange türkische Seidenschnur durch die Mitte und knüpfte sie zu. Dann löschte sie das Licht wieder und sank erschöpft auf das Sofa. So wohlthig wars, zu liegen; auf den persischen Decken so weich und warm. Und die himmlische Ruhe im Zimmer, in der ganzen Wohnung. Die Bronze-Uhr auf dem Schreibtisch tickt fein und leise und kleine Goldglöcklein läuten irgendwo in der Ferne. Irgendwo. Wo ist's nur? Da kommen sie schon: eine große, stille Schaar weißer, tanzender Mädchen; lautlos, mit frühlichen Augen tanzen und schweben sie durcheinander; und die Goldglöcklein singen und läuten. Ein Kühler, frischer Wind streicht über die Insel; er bringt Däfte von Narzissen und Jasmin. Das Meer schlägt blau und plätschernd an die Ufer und brängt und schiebt lieblosend seine Wellen, näher und näher, und die Mädchen tanzen. Und die Wellen neigen ihre Kränze und höher und höher steigen sie, bis zu den Knien . . . Die Mädchen blicken süß und mild und still; und auf einmal spannen sie ihre Flügel auf. Feine, durchsichtige Flügel in allen Farben, rosig und gelb und lila. Und sie kosen mit dem Meer, sie locken es, bis es ihnen an die Hüften steigt. Dann schweben sie empor. Still, mit klingenden Goldtönen, schweben sie höher und höher . . . und ferner und ferner, weit droben am Horizont, bis sie verschwinden. Das Meer weicht zurück. Die Insel liegt da, — im Winter. Kaffee Winter ist's. Schnee und Regen fällt und große braune Wasserlachen wachsen an. Niemand ist da; nur sie; mutterseeleallein. Sie irt über die Insel, sie sucht Etwas; hin und her irt sie, in schweren, nassen Kleidern, von denen das Wasser nieberrieselt; sie sucht Etwas; sie friert.

Trara, trara, — — unten fuhr die Feuerweh'r vorbei.

Votti erwachte fröstelnd.

Sie stand vom Sofa auf.

Sie ging im Zimmer herum, mechanisch, auf und ab. Etwas Kaltes, Schneidendes hielt sie unarmt, umklammert; sie wußte nicht, was es war. Sie wehrte sich dagegen, verzweifelt, mit ihrer letzten Lebensenergie. Uebergehen können: Das wars! Hinüber zum Großen, Weiten, Allgemeinen, heraus aus dem persönlichen Leid! Stirb, mein kleines Weh, in dem großen Weltenschmerz! Die Umarmung wurde eisiger, Kammernder. Es sagte sie an. Müttelend, tobend. Es brach aus ihr heraus: wie reißender Strom, wie heulender Sturm. Es warf sie nieder. Die Thür flog auf, schwarz kam es herein, schwarz und massig, über sie hin, tretend, zerfleischend, erbarmungslos. Das war es. Das war das

Leid, das wilde, furchtbare Menschenleid . . . Sie lag auf dem Boden. Sie griff mit zuckenden Händen um sich, sie fuhr in ihr Haar, sie stieß gellende, fremde Schreie aus: Stefan, Stefan! Es würgte sie an der Wurgel, es riß ihr die Augen auf, sie mußte sehen, sehen . . . den Kranken, der mit ihr ein Leben leben gewollt, so voll Schönheit, daß alle Götter zitterten vor Leid. Fünf Jahre hatten sie sich verzehrt in Sehnsucht. Sie sah ihn, jetzt erst: dort, wo sie ihn heute gefunden, dort lag er stehend, nicht stehend, Jahre, Jahre lang! Und sie, eine arme, verlassene Welt, einsam im großen Raum, verloren . . .

Nicht sehen! Flüchten! Jrgendwohin in die Weite. Sich verbergen, tief untertauchen, in ein Meer hinunter. Vor dem Tanzen, tanzen, bis die Besinnung schwindet. Tanzen, am Strand von Sorrent, wirbelnd, jagend, und höher und höher und kleiner und winziger . . . ein flimmernder Punkt, hoch oben im Weltraum, schwirrend, tanzend . . .

Heiß brachen die Thränen aus ihr hervor. Kein erlösendes Weinen: ein Strom, der jäh die Dämme überflutet, zurückgeworfen wird und gefesselt.

Sie richtete sich auf. Vom Fenster schien ein fahles Abendlicht herein. Draußen war die Weite, mit den tausenden Welten. Sie kroch, sie schleppte sich ans Fenster. Es regnete nicht mehr. Weit, blauschwarz spannte sich droben. Und blühten da nicht flimmernde Sterne? Und war da nicht . . . hing dort oben nicht . . .? Sie schaute hinaus, sie nickte, sie nickte, mit irrem, grügendem Nicken. Da hing er. Der eiserne Haken. Sie kannte ihn, sie hatte ihn schon früher einmal — wo wars nur? — in irgend einem Traume gesehen. Der eiserne Haken mit der langen Schlinge. Bis herunter reichte sie zur Erde. Und krochs da nicht durch die schwarze, nächtige Gasse? Mit tausend Gliedern schleppte es sich heran, schwer und mühsam, mit tausend Gliedern und einem einzigen Kopf. Das litt. Das war die Menschheit. Die kleine Menschheit, die nicht sah, wie groß das Alles war. Jetzt richtete es sich auf, reckte die Glieder: mit tausend Fingern griff es nach der Schlinge und legte den einzigen Kopf hinein. Und oben wurde angezogen . . .

Sie lehnte am Fensterkreuz. Mechanisch, wie im Traum, löste sie die Schnur vom Leid. Die schöne, türkische Seidenschnur. Sie ließ sie durch die Finger gleiten. Dann knüpfte sie zwei kleine, feste Schlingen. An beiden Enden. Eine zog sie durch die andere, daß es eine große, lose Schlinge wurde.

Ein Sessel stand da. Sie stieg hinauf, die Schnur in der Hand. Die kleine, feste Schlinge legte sie um das Fensterkreuz. Mit der großen, losen, spielte sie, glitt mit der Hand hin und her darin. Und dann, mit einer plötzlichen, keinen Bewegagna, kreiste sie sie über den Kopf.

Wie locker Das war! Wenn nies jetzt machte, wie der Schwimmmeister immer kommandiert hatte? Die Schwimmschule fiel ihr ein, vom vorigen Sommer. „Eins, Zwei, Drei,“ hatte er kommandiert, „dann abstoßen mit den Füßen!“

Der Sessel fiel um, polternd, ins Zimmer hinein.

Wien.

Grete Weisel-Deß.



## Deutsches Verlagsrecht.

Sowohl wir schon im Juli des Gemusses theilhaftig wurden, den „Entwurf eines Gesetzes über das Verlagsrecht“ kennen zu lernen, hat die deutsche Presse doch einer Beurtheilung dieses sehr wichtigen Entwurfes bisher sich meist vollständig enthalten. Die Bedenken gegen die jetzige Fassung des Entwurfes erscheinen aber so schwer, seine Mängel so zahlreich, daß ihre baldige gründliche Erörterung Pflicht ist. Ich halte mich einigermaßen für berufen, diese Beurtheilung zu unternehmen, da ich bereits 1870 das deutsche Urheberrechtsgesetz (vom ersten Juni 1870) im Reichstag als Abgeordneter mitberathen und beschlossen habe, vorher schon im praktischen Anwaltsdienst von 1864 an und später die Vorzüge eines recht vernünftig kodifizirten Landesrechts in Verlagsachen (des sächsischen Bürgerlichen Gesetzbuchs) zu würdigen Gelegenheit hatte, dann als Amtsanwalt Hunderte von Urheberrechtsprozessen für deutsche, österreichische, schweizerische Schriftsteller, meist unentgeltlich, und als ständiger Vertreter der bildenden Künstler Frankreichs („Société des Artistes Français“ in Paris) bis vor dem Reichsgericht führte und einen großen Theil der Entscheidungen des Reichsgerichts in Urheberrechtsfragen genau nach meinen Ausführungen und Rechtsansichten erzielte. Außerdem bin ich seit vierzig Jahren als Schriftsteller thätig.

Schon der erste Paragraph des Entwurfes giebt zu sehr erheblichen Bedenken Veranlassung. Der erste Absatz bestimmt nämlich: „Durch den Verlagsvertrag über ein Werk der Literatur oder der Tonkunst wird der Verfasser verpflichtet, dem Verleger das Werk zur Vervielfältigung und Verbreitung für eigene Rechnung zu überlassen.“ Richtiger wäre zunächst, zu sagen: „Durch den Verlagsvertrag über ein Werk der Literatur oder der Tonkunst wird der Urheber verpflichtet.“ Denn das Wort „Verfasser“ ist nur bei Werken der Literatur, nicht bei solchen der Tonkunst gebräuchlich und zutreffend; und deshalb wählt auch das deutsche Urheberrechtsgesetz vom ersten Juni 1870 mit weisem Bedacht für die Schöpfer der verschiedenartigen Kunstergewinnisse, die es in seinen Bereich zieht, nicht den schiefen Ausdruck „Verfasser“, sondern den richtigen „Urheber“. Noch viel dringender aber als dieser fehlerhafte Gebrauch des Wortes „Verfasser“ fordert eine rechtliche Unterlassung in dem selben Satz Abhilfe. Der Satz spricht nämlich ganz gelassen aus: der Verfasser werde durch den Verlagsvertrag „verpflichtet, dem Verleger das Werk zur Vervielfältigung und Verbreitung für eigene Rechnung zu überlassen“. Das will sagen: zu beliebiger, unbeschränkter Vervielfältigung und Verbreitung, während der Verleger unter allen Umständen doch nur in den Grenzen des Verlagsvertrages das Werk vervielfältigen und verbreiten darf, wie auch schon Paragraph 3 des Urheberrechtsgesetzes vom Juni 1870 ausdrücklich bestimmt. Der beanstandete Satz muß also in richtiger Fassung lauten: „Durch den Verlagsvertrag über ein Werk der Literatur oder der Tonkunst wird der Urheber verpflichtet, dem Verleger das Werk zur vertragsmäßigen Vervielfältigung und Verbreitung für eigene Rechnung zu überlassen“.

Ganz unglaublich widersinnig und irrig ist aber vollends der Absatz 2 § 1 des Entwurfes in der Fassung: „Als Verfasser“ (richtiger Urheber) „im Sinne dieses Gesetzes gilt Derjenige, welcher mit dem Verleger den Vertrag geschlossen hat.“ Dieser Satz stellt die wirkliche Sach- und Rechtslage einfach

auf den Kopf und erregt die berechtigteste Reugier der Zeitgenossen nach dem Verfasser oder Urheber dieser Ungeheuerlichkeit. Von ihrer Grobhartigkeit macht man sich nur dann einen richtigen Begriff, wenn man erwägt, daß aus zahlreichen Stellen des neuen Verlagsgesetzentwurfes mit unzweifelhafter Sicherheit hervor-  
geht, daß das Urheberrechtsgesetz vom ersten Juni 1870 neben diesem neuen Mustergesetzentwurf vollständig in Kraft bleiben soll. Wir würden uns auch allerhöchstens bedanken, wenn es anders sein sollte. Nun besagt aber der wunderbare Absatz 2 § 1 dieses Entwurfes gerade das Gegentheil der §§ 1, 3, 45 des Urheberrechtsgesetzes. Denn hier heißt es (im § 1): „Das Recht, ein Schriftwerk“ (nach § 45 auch eine musikalische Komposition) „auf mechanischem Wege zu vervielfältigen, steht dem Urheber desselben ausschließlich zu“; § 3: „Dieses Recht kann beschränkt oder unbeschränkt durch Vertrag oder durch Verfügung von Todes wegen auf Andere übertragen werden“. Diese Sätze sind rechtlich und logisch unerschütterlich richtig. Der Urheber schafft das Werk. Ihm steht daher ausschließlich das Recht zu, es vervielfältigen und verbreiten zu lassen. „Ander“ (Verleger) erwerben dieses Recht nur vom Urheber, und zwar beschränkt oder unbeschränkt durch Vertrag mit ihm oder durch seine von Todes wegen getroffenen Verfügungen. Hiernach hat jeder „Ander“ (Verleger), der die Uebertragung eines fremden Urheberrechtes auf sich behauptet und in Anspruch nimmt, die Beweispflicht, daß der Urheber ihm sein Urheberrecht in dem beanspruchten Umfange rechtsgiltig übertragen habe. Der vorliegende Verlagsrechtentwurf verfügt dagegen im Absatz 2 § 1 das gerade Gegentheil. Er stellt zu Gunsten des Verlegers die bodenlose und völlig unsinnige Rechtsvermuthung auf: „Als Verfasser“ (Urheber) „im Sinne dieses Gesetzes gilt Derjenige, welcher mit dem Verleger den Vertrag geschlossen hat“. Der Verleger hat also nur zu beweisen, daß er den Vertrag geschlossen hat. Darum, ob der andere Vertragsschließende wirklich der Verfasser oder von diesem zum Abschluß berechtigt gewesen, hat sich der Verleger nicht zu kümmern. Wer mit ihm abschließt, gilt ohne Weiteres als „Verfasser“, auch wenn er es nicht ist oder keinen Schimmer von Befugniß zum Vertragsabschluß besitzt. Daß ein Gesetz solcher Art in jedem Kulturstaat unerträglich Zustände schaffen und Deutschland als literarischen Barbarenstaat aus dem berner Weltverband über das Urheberrecht ausschließen würde, bedarf nicht weiterer Begründung. Denn aus dem Gesetzentwurf selbst erkennt man die ungeheuerlichen Folgen, die eine solche Bestimmung herbeiführen müßte. Auch wenn der Verfasser den Verlagsvertrag gar nicht abgeschlossen hat, sondern irgend ein Hochstapler, so wird nach dem bereits früher beleuchteten Absatz 1 des § 1 „durch den Verlagsvertrag der Verfasser“ trotzdem „verpflichtet, dem Verleger das Werk zur Vervielfältigung und Verbreitung für eigene Rechnung zu überlassen“; der Verfasser hat sich nach § 2 des Entwurfes ferner „während der Dauer des Vertragsverhältnisses jeder Vervielfältigung und Verbreitung des Werkes zu enthalten“, bei Strafe der Verfolgung wegen Nachdrucks, wenn er, der alleinige rechtmäßige Träger des Urheberrechtes, von seinem Rechte Gebrauch macht u. s. w. Dieser ungeheuerliche Paragraph ist also einfach zu streichen und durch die Bestimmung zu ersetzen: „Zum Abschluß des Verlagsvertrages und zur Uebertragung von Urheberrechten an den Verleger ist ausschließlich berechtigt der Urheber oder dessen gesetzlicher Vertreter oder Rechtsnachfolger gemäß den §§ 1 und 3 des Urheberrechtsgesetzes vom ersten Juni 1870.“

§ 3 des Entwurfes bestimmt: „Beiträge zu einem Sammelwerke, für die dem Verfasser ein Anspruch auf Vergütung nicht zusteht, dürfen von ihm anderweit verwerthet werden“ — soll wohl heißen: nochmals verschenkt? —, „wenn seit dem Ablaufe des Kalenderjahres, in welchem sie erschienen sind, ein Jahr verstrichen ist.“ Diese Bestimmung belohnt die Nichtehonorirung von Beiträgen zu einem Sammelblatt mit der Prämie, daß der Verfasser verhindert wird, seinen Beitrag fast zwei Jahre lang „anderweit zu verwerthen“. Denn wenn dieser Beitrag am zweiten Januar 1900 in dem Sammelwerk erschien, so würde der Verfasser ihn erst am zweiten Januar 1902 wieder abdrucken lassen („anderweit verwerthen“) dürfen. Welcher einmüthige Schrei der Entrüstung würde sich in der gesammten gestitteten Welt erheben, wenn ein Gesetz bestimmen wollte, ein Erzeugniß selbst der niedersten menschlichen Handarbeit, das dem Urheber nicht bezahlt worden, aber zu „anderweiter Verwerthung“ geeignet ist, dürfe von ihm innerhalb zweier Jahre nicht mehr verkauft werden! Und für die edelsten Erzeugnisse des Geistes und der Kunst magt man im Jahre 1900 eine solche Bestimmung dem deutschen Volk in einem Gesetzentwurf zu bieten. An ihre Stelle gehört die dem natürlichen Rechts- und Sittenbegriff entsprechende: „Beiträge zu einem Sammelwerk, für die der Verfasser keine Vergütung erhält, kann er sofort wieder abdrucken oder verbreiten lassen; Beiträge, für die er eine Vergütung erhält, binnen Jahresfrist nach der Veröffentlichung in dem Sammelwerk.“

Der Absatz 2 des § 5 des Entwurfes bestimmt, nachdem Absatz 1 den Verleger, falls keine andere Vereinbarung getroffen ist, nur zu einer Auflage berechtigt erklärt hat: „Ist die Zahl der Abzüge nicht bestimmt, so steht die Bestimmung dem Verleger zu“. Das natürlich und sittlich Rechte wäre: „Dem Verfasser (Urheber)“, als dem Träger des Urheberrechts. Dann heißt es weiter: „Die Bestimmung“ (über die Zahl der Auflageabzüge) erfolgt durch eine vor dem Beginn der Vervielfältigung dem Verfasser zu machende Mittheilung. Unterläßt der Verleger die Mittheilung, so darf er nicht mehr als eintausend Abzüge herstellen.“

Zur Beseitigung dieser schiefen und bedenklichen Bestimmungen können wir ruhig und gern die weit zutreffenderen Normen des alten sächsischen Bürgerlichen Gesetzbuchs von 1861 über den „Verlagsvertrag“ einstellen, zumal dieses Gesetzbuch keineswegs ohne Rücksicht auf den damals bedeutendsten Sitz des deutschen Buchhandels — Leipzig — erlassen wurde: „Ist die Zahl der Abzüge im Verlagsvertrage nicht bestimmt, so darf der Verleger nicht mehr als eintausend Abzüge herstellen. Ist dem Verleger das Recht eingeräumt, eine neue Auflage zu veranstalten, so gelten für diese im Zweifel die gleichen Abreden, wie für die zuerst erschienene Auflage“, — und nicht „wie für die zuletzt erschienene Auflage“, was Absatz 3 des § 5 des Entwurfes bestimmen will.

Der fünfte Paragraph ist ganz zu streichen, weil er völlig unklar und unpraktisch ist. „Soll das Werk nicht in Auflagen erscheinen“ — was soll Das heißen und wie ist Das möglich und ausführbar? —, „so braucht die Herstellung der zulässigen Abzüge nicht auf einmal zu erfolgen“, heißt es da und öffnet der Ueberspaltung und Schädigung des Schriftstellers Thür und Thor.

§ 7 ist der erste, der die wunderbaren „Ueblichkeiten“ oder „Uebungen“ (schlechte Verdeutschung von „Licenzen“ im Sinne des Deutschen Handelsgesetzbuches) des deutschen Buchhandels mit dem Ansehen eines deutschen Reichs-

gesetztes bekleiden will. Welcher Gefahr das Ansehen des Deutschen Reiches dadurch ausgesetzt würde, geht deutlich aus dem Urtheil des Präsidenten einer der Leipziger Landgerichtskammern für Handelsachen hervor. Da berief sich eines Tages ein Anwalt in seinem Vortrage auf das merkwürdige Buch des Herrn Voigtländer aus Leipzig — der auch der Kommission zur Vorbereitung dieses merkwürdigen Gesetzentwurfes angehörte — über die Usancen des deutschen Buchhandels. Der Gerichtspräsident aber und die beiden sehr geschäftskundigen kaufmännischen Beisitzer lehnten jede Berücksichtigung einer buchhändlerischen Usance ab, „weil im Buchhandel die Usance überall da beginne, wo beim Kaufmann der Anstand aufhört.“ Wir wollen von den buchhändlerischen „Uebungen“ oder „Ueblichkeiten“ in ein deutsches Reichsgesetz gar nichts aufnehmen.

§ 8 ist ganz zu streichen, denn er lautet: „Gehen Abzüge, die der Verleger auf Lager hat, unter, so darf er sie durch andere ersetzen; er hat vorher dem Verfasser Anzeige zu machen.“ Der Verleger ist der Eigenthümer der Auflage und trägt als solcher nach römischem, deutschem und jeglichem Recht das Risiko für den möglichen Untergang seines Eigenthumes durch Zufall: casum sentit dominus. Gegen diese Gefahr und Schäden kann er sich und sein Lager durch angemessene Versicherung decken. Aber der Entwurf will dem Verleger sogar den Ersatz von Abzügen gestatten, die durch dessen eigenes Verschulden untergegangen sind. Das soll im Deutschen Reich Gesetz werden!

Der völlig unklare § 9 ist zu streichen, da Das, was er anscheinend aussprechen will, durch meine Vorschläge zur richtigen Fassung der §§ 1 und 2 bereits gesetzlich geordnet ist.

Das Selbe gilt vom § 10. Er ist zu streichen. Denn es ist vollkommen falsch, wenn der Abs. 1 des § 10 ausspricht: „Das Verlagsrecht entsteht mit der Ablieferung des Werkes an den Verleger“; es entsteht vielmehr schon mit Abschluß des Verlagsvertrages. Wird aber in diesem ersten Absatz das Recht des Verlegers, der Beginn seines Verlagsrechtes, erheblich verkürzt, so wird der Verfasser im zweiten Absatz des selben Paragraphen geradezu entmündigt und rechtlos gemacht durch die Bestimmung, daß für die Dauer des Verlagsvertrages nur der Verleger „so weit der Schutz des Verlagsrechtes es erfordert, die Befugnisse ausüben kann, die zum Schutz des Urheberrechtes durch das Gesetz vorgesehen sind.“ Man denke sich doch den gar nicht seltenen Fall, daß der Verleger eines in Buchform erschienenen Werkes (zum Beispiel Romanes) dessen Abdruck in einer Zeitung oder Zeitschrift verlagsvertragswidrig gestattet. Da soll der Verfasser gegen diese Verletzung seines Urheberrechtes sowohl gegen den Verleger als gegen den Dritten rechtlos und wehrlos sein?

Der erste Satz des § 13 lautet: „Bis zur Beendigung der Vervielfältigung darf der Verfasser Aenderungen an dem Werk vornehmen, so weit nicht dadurch ein berechtigtes Interesse des Verlegers verletzt wird.“ Satz 2: „Nimmt der Verfasser nach dem Beginn der Vervielfältigung eine Aenderung vor, so ist er verpflichtet, die hieraus entstehenden Kosten zu ersetzen“; Satz 3: „die Ersatzpflicht liegt ihm nicht ob, wenn Umstände, die inzwischen eingetreten sind, die Aenderung rechtfertigen.“ Satz 1 muß gestrichen werden, da er dem Verleger — wenn dieser den außerordentlich vieldeutigen Vorwand eines „berechtigten Interesses“ geltend macht —, ein förmliches Widerspruchsrecht gegen Aenderungen

gäbe, die der Verfasser an seinem Werk — wenn auch erst nach Ablieferung des Manuscriptes an den Verleger und während des Druckes — für nothwendig erachtet. Wie unendlich viel wichtiger sind „die berechtigten Interessen“ des Verfassers bei diesen Aenderungen als die des Verlegers bei der kurzen Verzögerung des Druckes durch diese Aenderungen! Wie oft haben gerade unsere größten Dichter — in unseren Tagen noch Conrad Ferdinand Meyer — ihre ersten Entwürfe später, in hartem Ringen mit sich selbst, abgeändert! Aber auch jede reiflich erwogene sachliche oder stilistische Aenderung, jede Verbesserung seines Tonwerkes muß der Urheber bis zum Ende der „Vervielfältigung“ anbringen dürfen, weil sonst das Gepräge seines Genies, der für die Ewigkeit zu schaffen strebt, Einbuße erleidet, verkümmert und verschlechtert wird. Der Urheber mag gemäß Satz 2 des Paragraphen für diese späte Erkenntniß dadurch bestraft werden, daß er für die „nach dem Beginn der Vervielfältigung vorgenommenen Aenderungen die hieraus entstehenden Kosten zu ersetzen hat“ — meist nur ein paar Pfennige höherer Setzerlöhne —, aber auch dieses Opfer wird er nach Satz 3 meist nicht zu bringen haben, da „ihm die Ersatzpflicht nicht obliegt, wenn Umstände, die inzwischen eingetreten sind, die Aenderung rechtfertigen“; zu diesen „Umständen“ aber sind die von der Muse besonders begnadeten Weihstunden des Dichters und Komponisten zweifellos auch zu rechnen.

Nach der vorgeschlagenen Fassung des § 13 ist der völlig unklare § 14 zu streichen. Denn er lautet: „Vor der Veranstaltung der Auflage hat der Verleger dem Verfasser zur Vornahme von Aenderungen Gelegenheit zu geben. Für diese Aenderungen gelten die Vorschriften des § 13.“

§ 17 lautet im Entwurf: „Der Verleger ist verpflichtet, das Werk in der üblichen Weise zu vervielfältigen und zu verbreiten. Die Form und Ausstattung der Abzüge“ (Verdeutschung für „Exemplare“ der Auflage) „wird unter Beobachtung der im Verlagsbandel herrschenden Uebung sowie mit Rücksicht auf Zweck und Inhalt des Werkes vom Verleger bestimmt.“ Hier feiert die „buchhändlerische Uebung“ förmliche Triumphe. Wir aber wollen sie aus den zu § 7 angegebenen Gründen durchaus nicht in unsere Reichsgesetzgebung einbringen lassen, sondern ziehen die entsprechenden Bestimmungen des alten sächsischen Bürgerlichen Gesetzbuches vor (§ 1141): „Der Verleger ist verpflichtet, das Werk auf eigene Kosten in zuvor von ihm zu bestimmender, aber dem Zweck und Inhalt des Werkes angemessener Form zu vervielfältigen und zu verbreiten.“

Der erste Absatz des § 19 ist nach den Ausführungen zu § 6 zu streichen. Der zweite Absatz, der lautet: „Ein Verleger, der das Recht hat, eine neue Auflage zu veranstalten, ist nicht verpflichtet, von diesem Recht Gebrauch zu machen.“ beweist von Neuem, daß in der diesen unseligen Entwurf vorbereitenden Kommission nur die Buchhändler die Augen offen gehabt haben. Denn natürlich ist nach dem Verlagsvertrag, der die Interessen beider Theile, des Urhebers und des Verlegers, gerecht abwägen und wahren soll, der Verleger nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet, eine neue Auflage zu veranstalten, wenn nach dem Verlagsvertrag oder nach den Absatzergebnissen („Vergriffenheit“ der ersten Auflage) eine neue Auflage nöthig wird. Denn der Urheber hat nicht bloß den durchaus berechtigten Anspruch auf eine abermalige Honorarzahlung für die neue Auflage, wenn die erste (frühere) vergriffen ist, sondern auch das noch höhere

geistige und sittliche Interesse, die „Zugkraft“ seines Werkes durch eine neue Auflage zu beweisen. Veranstatet also der Verleger die neue Auflage nicht, so verwirkt er den Verlagsvertrag und damit das ihm vom Urheber übertragene Urheber-(Verlags-)Recht.

Durch diese gesetzliche Bestimmung sind aber die Interessen des Urhebers noch nicht ausreichend geschützt. Denn so lange der Verleger noch ein unverkauftes Exemplar auf Lager hat, kann er sich der Herstellung der neuen Auflage weigern; und bei dem unglaublichen Schlandrian, der beim Absatz deutscher Geisteswerke im deutschen Buchhandel „üblich“ ist — „à condition“-Verfleiß etwa der halben Auflage eines Werkes an die Sortimentler, auf ein Jahr, ja, auf zwei Jahre, bis endlich die „Krebse“ wieder beim Verleger eintreffen u. s. w. —, wird der Verleger meist in der Lage sein, dem auf eine neue Auflage drängenden Urheber eine ganze Anzahl angeblich noch unverkaufter Exemplare nachzuweisen und sich der Veranstaltung der neuen Auflage scheinbar mit Grund zu weigern. Das Gesetz muß deshalb folgende Bestimmungen enthalten: „Ist die Auflage vergriffen, so verwirkt der Verleger den Verlagsvertrag, wenn er, trotz dem Verlangen des Urhebers, die neue Auflage nicht veranstaltet. Weigert sich der Verleger dieser Veranstaltung unter dem Vorgeben, daß er noch Exemplare der früheren Auflage unverkauft auf Lager habe, so hat der Urheber das Recht, alle auf diese noch vorrätigen Exemplare bezüglichen Bücher, Rechnungen, Belege, Korrespondenzen u. s. w. des Verlegers durchzusehen oder durchsehen zu lassen. Bei Verweigerung dieser Durchsicht verwirkt der Verleger den Verlagsvertrag. Der Urheber kann den von ihm festgestellten vertragsmäßigen Rest der Auflage zum Nettobaarpreise bezw. zu dem niedrigsten Preise, zu dem der Verleger nach Ausweis seiner Bücher und Papiere das Werk verkauft hat, käuflich erwerben und ausgehändigt verlangen und diesen Preis auf das Honorar der neuen Auflage verrechnen, worauf der Verleger sofort zur Veranstaltung der neuen Auflage zu schreiten hat. Verweigert der Verleger diese, so erlischt der Verlagsvertrag und der Urheber kann ohne Rücksicht auf die noch vorhandenen Vorräte des bisherigen Verlegers die neue Auflage einem anderen Verleger übertragen.“

§ 24 enthält die Bestimmungen über das Urheber-Honorar („Vergütung“). Es scheint mir nötig, statt des zweiten Satzes von Absatz 1 in der Fassung: „Eine Vergütung gilt als stillschweigend vereinbart, wenn die Ueberlassung des Werkes den Umständen nach nur gegen eine Vergütung zu erwarten ist,“ zu setzen: „Eine Vergütung gilt als stillschweigend vereinbart, wenn im Verlagsvertrag nicht ausdrücklich auf eine solche verzichtet wird.“

§ 25. Im Gegensatz zu dem ersten Satz des Entwurfes, der lautet: „Eine Vergütung, deren Höhe unbestimmt ist oder von dem Umfange der Vervielfältigung, insbesondere von der Zahl der Druckbogen abhängt, wird fällig, sobald das Werk erschienen ist,“ muß der Grundsatz des Satzes 2: „Im Uebrigen ist die Vergütung bei der Ablieferung des Werkes zu entrichten“ ganz allgemein und für alle Fälle gesetzlich festgehalten werden, wie im sächsischen Bürgerlichen Gesetzbuch §§ 1139 ff. Der Paragraph würde also in richtiger Fassung lauten: „Die Vergütung ist bei Ablieferung des Werkes fällig. Hängt die Vergütung von dem Umfange der Vervielfältigung, insbesondere von der Zahl der Druckbogen, ab, so erfolgt ihre Zahlung bei Ablieferung des Werkes nach einstweiliger sach-

verständiger Schätzung seines Umfanges beziehungsweise seiner Bogenzahl. Er weist sich nach Fertigstellung derervielfältigung der wirkliche Umfang (Bogenzahl) größer oder kleiner als die vorherige Schätzung, so hat der Verleger den noch schuldigen Theil der Vergütung sofort nach Feststellung des Ergebnisses (während des Druckes) dem Urheber nachzuzahlen oder kann das zu viel Bezahlte von dem Urheber sofort zurückfordern."

§ 26 will nur dann, wenn „sich die Vergütung nach dem Absatze bestimmt“, den Verleger zur jährlichen Rechnungslegung über den Absatz und zur Vorlegung seiner Geschäftsbücher an den Verfasser verpflichten. Ich halte aus den schon früher entwickelten Gründen die gesetzliche Anordnung dieser Verpflichtung ganz allgemein für notwendig und schlage daher folgende Fassung vor: „Der Verleger hat dem Urheber jährlich längstens Ende Mai über alle abgesetzten Exemplare Rechnung zu legen und alle zur Prüfung dieser Rechnung erforderlichen Geschäftsbücher vorzulegen. Der Urheber kann, wenn die Vergütung nach dem Absatz bestimmt wird, auch verlangen und durch schriftliche Erklärung an den Verleger anordnen, daß nach Ablauf des ersten Geschäftsjahres keine weiteren Abzüge des Werkes à condition, sondern nur noch gegen feste oder Baarbestellung verbreitet werden dürfen.“

Zu den allerschwersten Bedenken giebt die jetzige Fassung des § 30 Veranlassung, da hier dem Verleger das schrankenlose — nach dem deutschen Urheberrechtsgesetz ganz unerhörte — Recht eingeräumt wird, den Verlagsvertrag an Andere zu übertragen, insbesondere, „die dem Verleger obliegendeervielfältigung und Verbreitung“ des Werkes auf einen ganz beliebigen „Rechtsnachfolger“ abzumähen. Der Absatz 2 des Paragraphen wahr ist die durch Absatz 1 (die schrankenlose Uebertragbarkeit des Verlagsvertrages an Andere) gefährdeten Interessen des Urhebers nicht ausreichend durch die Bestimmung: „Ueberrimmt der Rechtsnachfolger dem Verleger gegenüber die Verpflichtung, das Werk zu vervielfältigen und zu verbreiten, so haftet er dem Verfasser für die Erfüllung der aus dem Verlagsvertrage sich ergebenden Verbindlichkeiten neben dem Verleger als Gesamtschuldner.“ Denn diese „Haftung erstreckt sich“, wie uns der folgende Satz belehrt, „nicht auf eine bereits begründete Verpflichtung“ (des Verlegers) „zum Schadenersatz.“ Mit dieser Forderung kann sich der Urheber also nur an den Verleger halten, während der „Rechtsnachfolger“ das Werk und Verlagsrecht besähe. Diese gesetzgeberische Verirrung, die auch später in den §§ 39 und 40 des Entwurfes weiteres Unheil stiftet, muß beseitigt werden durch folgende Fassung des Paragraphen: „Die Rechte des Verlegers aus dem Verlagsvertrage sind nur mit Zustimmung des Urhebers übertragbar, außer wenn im Falle des Erbanges das gesammte Verlagsgeschäft des Verlegers an dessen Erben übergeht. Dann ist die Zustimmung des Urhebers nicht erforderlich. Auch bei Zustimmung des Urhebers zu einer Uebertragung der Verlagsrechte des Verlegers unter Lebenden haftet der Rechtsnachfolger des Verlegers für die Erfüllung aller aus dem Verlagsvertrage sich ergebenden Verbindlichkeiten dem Urheber neben dem Verleger als Gesamtschuldner. Diese Haftung erstreckt sich auch auf eine bereits begründete Verpflichtung des Verlegers zum Schadenersatz.“

§ 31 fällt nach der vorhin vorgeschlagenen Fassung zu § 30 weg.

§ 37 behandelt die Rechtsverhältnisse zwischen Urheber und Verleger,

wenn das Werk nach der Ablieferung an den Verleger durch Zufall oder Verschulden eines der beiden Vertragsschließenden untergeht, im Ganzen zutreffend. Nur muß in Absatz 2, wo bestimmt ist, daß im Falle des zufälligen Unterganges des Werkes in der Hand des Verlegers der Urheber gegen eine angemessene Vergütung ein anderes im Wesentlichen gleichlautendes Werk zu liefern habe, sofern Dies . . . mit geringer Mühe geschehen kann, gesagt werden: „gegen die abermalige vertragsmäßige Vergütung.“ Denn mit der vom Entwurfe beliebten „angemessenen Vergütung“ gerathen wir schließlich wieder in die für den Urheber so schädlichen buchhändlerischen „Uebungen“ hinein; und außerdem hat der Verleger, wenn er ein guter Hausvater ist, in der Versicherungssumme für das durch Zufall untergegangene Werk auch seinen vollen Schadenersatz bereits erhalten. Aus dem selben Grunde muß der zweite Satz des Absatzes 2 heißen: „Erbietet sich der Verfasser, ein solches Werk innerhalb einer angemessenen Frist gegen die abermalige vertragsmäßige Vergütung“ — und keineswegs „kostenfrei“, wie der Entwurf sagt — „zu liefern, so ist der Verleger verpflichtet, das Werk an Stelle des untergegangenen zu vervielfältigen und zu verbreiten.“ Endlich muß der Schlusssatz des Absatzes 2 beiden Theilen nicht bloß die Weltendmachung dieser Rechte, sondern auch den Anspruch auf Schadenersatz zusprechen, „wenn das Werk nach der Ablieferung in Folge eines Umstandes untergegangen ist, den der andere Theil zu vertreten hat.“ (Verschuldung.)

§ 38 handelt von dem Fall, wo der Urheber vor Vollendung des Werkes stirbt, und stellt die natürliche Ordnung der dann bestehenden Rechtslage einfach auf den Kopf, indem er im Absatz 1 den Verleger zwar für berechtigt, nicht aber für verpflichtet erklärt, den Verlagsvertrag aufrecht zu erhalten, auch wenn ein Theil des Werkes beim Tode des Urhebers dem Verleger bereits abgeliefert war. Diese Bestimmung ist dahin zu verbessern: „Stirbt der Urheber vor der Vollendung des Werkes, so ist, wenn ein Theil des Werkes dem Verleger bereits abgeliefert war, der Verleger verpflichtet, in Ansehung des gelieferten Theiles den Verlagsvertrag den Erben gegenüber zu erfüllen, wenn der abgelieferte Theil des Werkes zur Veröffentlichung brauchbar ist. Das heißt: nach dem Vertrage oder nach dem Inhalt oder Zweck des Werkes und dieses Theiles die besondere (abgetrennte) Verbreitung und Veröffentlichung rechtfertigt.“

Zu § 39 ist der Absatz 1 gemäß den Ausführungen zu § 30 zu streichen. Absatz 2 gewährt sachgemäß dem Urheber das Rücktrittsrecht vom Vertrage „bis zum Beginne der Vervielfältigung, wenn sich Umstände ergeben, die bei dem Abschluß des Vertrages nicht vorauszusehen waren und den Verfasser (Urheber) bei Kenntniß der Sachlage und verständiger Würdigung des Falles von der Herausgabe des Werkes zurückgehalten haben würden. Ist der Verleger befugt, eine neue Auflage zu veranstalten, so findet für diese Auflage diese Vorschrift entsprechende Anwendung.“ Es ist klar, daß der Verfasser des Entwurfes nicht an „Umstände“ denkt, die in einer Verschuldung des Urhebers beruhen, sondern an solche, die zufällig später eintreten. Und da ist es denn höchst bezeichnend für den — verzeihen Sie das harte Wort! — Geist dieses Entwurfes, wenn Absatz 3 Satz 1 dieses Paragraphen trotzdem bestimmt: „Erklärt der Verfasser auf Grund der Vorschrift des Absatzes 2 den Rücktritt, so ist er dem Verleger zum Erfolge der von diesem gemachten Aufwendungen verpflichtet.“

Natürlich muß diese unvernünftige Bestimmung gestrichen werden, weil der Verleger „bis zum Beginn der Vervielfältigung“ — wo der Urheber nach Absatz 2 seinen Rücktritt erklären muß — noch gar keine „Aufwendungen“ von Belang gemacht haben kann und es außerdem allem Recht widerstreitet, Jemanden für die Folgen eines Zufalles ersatzpflichtig gegen Dritte zu machen, während der Entwurf den Verleger sogar bei dessen eigenem Verschulden gegenüber dem Verfasser begünstigt und mit dem Mantel der Liebe bedeckt.

Der § 40 beschäftigt sich mit den Folgen, die eintreten, wenn nach Ablieferung des Werkes der Konkurs über das Vermögen des Verlegers eröffnet wird. Dann sollen die Bestimmungen des § 17 — soll wohl heißen: § 15? — der Konkursordnung eintreten. Das heißt: der Konkursverwalter soll berechtigt sein, den Verlagsvertrag entweder selbst auszuführen oder an einen beliebigen Dritten zu übertragen. Nur, wenn der Konkurs über das Vermögen des Verlegers vor Ablieferung des Werkes eröffnet wird, gönnt der Absatz 3 des Paragraphen dem Urheber den Rücktritt vom Verlagsvertrag. Nach meinen Ausführungen zu § 30 sind alle diese widernatürlichen Bestimmungen durch die eine kurze zu ersetzen: „Wird über das Vermögen des Verlegers der Konkurs eröffnet, so erlischt der Verlagsvertrag.“ Die §§ 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50 sind zu streichen. Die §§ 41 bis 44 und 48 verdienen keinerlei Schonung, da sie die verlegerische Allmacht bis zu der Luftballonhöhe zu steigern suchen, daß der Verleger an dem Werk des Urhebers willkürlich Aenderungen vornehmen darf. Die §§ 45 bis 50 dagegen, die den völlig mißlungenen Versuch machen, die Rechtsverhältnisse zwischen Urheber und Verleger von Zeitungen, Zeitschriften „und sonstigen periodischen Sammelwerken“ (§ 45) bezüglich der Beiträge des Urhebers für diese zu ordnen, müssen folgende Fassung erhalten: „Ueber Beiträge für Zeitungen kann der Urheber sofort nach dem Abdruck anderweit verfügen, wenn nichts Anderes vereinbart ist; über Beiträge für Zeitschriften oder für sonstige periodische Sammelwerke darf er, falls eine besondere Vereinbarung fehlt, am Ende des laufenden Kalenderjahres des erfolgten Abdruckes anderweit verfügen.“ § 47. „Der Verleger darf den Beitrag nur in der Zeitung, Zeitschrift oder in dem periodischen Sammelwerk, für die der Beitrag bestimmt und angenommen ist, veröffentlichen und ohne Wissen und Zustimmung des Urhebers weder Sonderabzüge noch eine die gewöhnliche Auflage der Zeitung, Zeitschrift u. s. w. übersteigende Zahl der Abzüge von der den Beitrag enthaltenden Nummer veranstalten.“

Daß alle Streitigkeiten aus dem deutschen Verlagsrecht nach § 52 des Entwurfes hinfort dem Reichsgericht in letzter Instanz zugewiesen werden, ist in hohem Grade willkommen zu heißen, da so wenigstens eine einheitliche Rechtsprechung in diesen wichtigen Fragen verbürgt wird. Für nöthig aber halte ich noch eine Bestimmung, der ich die Fassung geben möchte: „Jede bewußte oder verschuldete Verletzung des Verlagsvertrages berechtigt den anderen Vertragsschließenden zur sofortigen Aufhebung des Vertrages und zu Schadenersatz.“

Unwesentlichere Punkte habe ich, um nicht allzu viel Raum in Anspruch zu nehmen, hier nicht berührt und mich auf die Beleuchtung der Hauptschwächen des Entwurfes beschränkt, der, ich wiederhole es, nicht Geheß werden darf.



## Civilstrategen.

Neute, nach dreißig Jahren, an der Jahrhundertwende überschauen wir erst richtig die Ereignisse des großen Krieges. In der schwunghaften Legendensfabrik erfreut sich besonderer Verbreitung die Mär vom „Dilettantismus“ der beiden Civilstrategen, die aus dem Stregreif den Carnot spielen und den Sieg organisiren wollten. Denn bei den groben Entstellungen über die Leistung der gambettaschen Volksaufgebote mischt sich dem sonstigen Chauvinismus noch der begreifliche Eifer der Berufsmilitärs in eigener Sache bei, die durch so freventliche Ueberhebung und Einmischung unberufener Civilstrategen ins heilige Militärsach ihr persönliches Interesse bedroht fühlen. Aber auch französische Militärschriftsteller arbeiteten aus den selben egoistischen Gründen der deutschen Militärlegende hierbei in die Hände. Der Advokat Gambetta und der Ingenieur Freycinet (später der beste Kriegsminister Frankreichs in Friedenszeiten) mußten ihre gewaltigen patriotischen Thaten mit elender Bekräftigung und Verkleinerung bezahlen. So dick häufte sich die Schicht der Unwahrheiten, daß sogar ich, trotz aller Bewunderung für den genialen Instinkt der beiden großen Organisatoren — als solche sind sie freilich auch von Nolcke und Goly anerkannt worden —, erst spät ihre absolut hohe Feldherrnbegabung erkannte.

Den Erfolg bei Coulmiers verdankte man ausschließlich den „Civilstrategen“. Der biedere Berufsgeneral Aurelle des Paladines, den man zum Chef der Loirearmee erhob, sah überall Gespenster und insbesondere „50 000 Bayern bei Orleans“. Gambetta aber las die Rapporte mit dem ihm eigenen Feldherrninstinkt und bestand darauf, daß nur die Hälfte dieser Zahl vorhanden sei und sie deshalb auf beiden Ufern der Loire, von Meung und Wien her, erdrückt werden könne. Daß der Versuch nicht gelang, lag nur an der Zaghaftigkeit des Generals Pallières, nicht an der durchaus richtig berechneten Operation der „Civilstrategen“. Nun sollte der Erfolg, der bei besserer taktischer Führung der „Generale“ viel größer geworden wäre — die eigene Kavallerie war nicht zur Stelle, wo Gambetta sie wünschte, die deutsche aber konnte den beschwerlichen Rückzug so wenig breken, daß nur 50 Reiter, Escorte des Divisionärs Jauréguiberry, unter dessen Stabschef Lambelly allein 2 Geschütze und eine ganze Munitionskolonne erbeuteten —, entsprechend ausgenutzt werden. General Aurelle aber blieb unbeweglich bei Orleans, statt die Verstreuung der feindlichen Kräfte zu rascher Offensive mit den zuversichtlich gewordenen jungen Truppen zu benutzen. Erst erklärte er auch Orleans für unhaltbar, dann rettete er sich hinter die Austerlitz, daß er sich dort bis an die Zähne verfangen müsse. Allen Vorstellungen der Civilstrategen begegnete er mit überlegenem Fachmannwissen, daß solche Willigen keine Offensive vertragen, und die deutsche Junstliteratur giebt ihm natürlich Recht. Jeder Kriegskenner weiß, daß genau das Gegentheil zutrifft, daß gerade Offensive für solche leicht entlassene Aufgebote paßt und man sich nur vor zwecklosen Strapazen und Marasmus zu hüten hat. Wie sehr aber die nach Coulmiers so treffliche Stimmung der tapferen Mobilgarden durch die nachkalten Bivvaks der Beauce litt, dafür haben wir Chanys klassisches Zeugniß. Also die Berufsgenerale wollten durchaus ein Schanzlager bei Orleans aufwerfen und dazu hatte man die 100 000 Bewaffneten dort nöthig. Leider zerfließt auch

diese Phrase vor den Thatsachen. Am ersten November ertheilte Freycinet „unbegrenzte Vollmacht“ zur Verwendung von Civilarbeitern, am dreizehnten drang Gambetta darauf. Aurelle aber brachte nur 500 Arbeiter binnen acht Tagen zusammen und die Voirearmee hat nie eine Schaufel in der Hand gehabt. Deshalb also ruhten ihre Waffen? Aurelle hat später gejammert, die Dilettanten hätten sofortigen Marsch auf Paris gefordert, aber der Brief Freycinets vom dreizehnten widerlegt schlagend diese Lüge: man forderte nichts als thätige Beschäftigung des schwächeren Gegners, den Gambetta wiederum viel richtiger tagirte. Die Armee war völlig bereit, der Artilleriegeneral Blois hatte alle fehlenden Reservebatterien herbeigeschafft und Gambettas Genie vier neue Corps aus dem Boden gestampft. Er verlangte, daß man sich auf die Marschpäulen des heranziehenden Prinzen Friedrich Karl (60 000 Streitbare) werfen solle, ehe er sich, noch 120 Kilometer von ihm getrennt, mit dem Großherzog (40 000) vereinen könne.

Die beiden „Dilettanten“ schätzten bereits das „Können“ der Berufsmilitärs, das ihnen anfänglich imponirte, nach ihren ausreichenden Erfahrungen so richtig, daß sie sich ohne Weiteres die Leitung des achtzehnten und zwanzigsten Corps am Ostflügel und des Reservecorps Jaurès im Westen selbst vorbehielten. Dieses Corps, binnen drei Wochen aus dem Nichts geschaffen, besaß keinen einzigen Berufsoffizier und nur einen gedienten Marine-Kanonier pro Geschütz und bestand fast ganz aus Nationalgardien (Landsturm zweiten Aufgebotes). Aurelle rühmt sich daher in seinem Rechtfertigungsbuch, daß er „aus Klugheit“ ablehnte, auch dies Gesindel noch unter sein bewährtes Kommando zu nehmen. Leider bereitete dies einundzwanzigste Corps den Militärs nachher den bitteren Schmerz, daß es, kaum bei Beaugancy ins Feuer gekommen, auf dem Rückzug nach Vendôme sich am Besten hielt und dann bei Le Mans geradezu mit Ruhm bedeckte, allein ungebrosen bei den Fahnen aushielt und das zerschlagene Heer rettete. Am dreiundzwanzigsten November aber mußte Aurelle sich einen meisterhaften Brief Freycinets gefallen lassen, dessen vernichtende Ironie keines Kommentars bedarf: „Wenn Sie mir einen besseren Plan als meinen bringen, ja, überhaupt einen Plan, könnte ich den meinen aufgeben. Sie aber beschränken sich darauf, Orleans zu besetzen, und zwar nur nach meinen eigenen Angaben, nachdem Sie früher die selbe Stellung für unhaltbar erklärten! Ihre Meinung hat sich grobhartig geändert, da Sie nun Ihre Linien nicht mehr zu verlassen wünschen. Leider ist diese Sehnsucht, die ich begreife, nicht realisirbar.“ Gemäß Gambettas Direktive vom zwanzigsten November und dessen Befehlen ans fünfzehnte und zwanzigste Corps sollte also nun endlich die große Offensive beginnen. Aurelle und sein Adjunkt Pallières fügten sich mit schwerem Herzen ins Unvermeidliche, durchkreuzten aber wenigstens gründlich die Absicht des Diktators, wo es noch möglich war, so daß statt des absolut zweifellosen Erfolges am achtundzwanzigsten bei Beaune la Rolande ein Mißerfolg herauskam, dessen Folgen jedoch erst durch neue Streiche der Berufsgenerale verhängnisvoll wurden. Pallières im Centrum hatte Gambettas gemessenen Befehl in Händen, auf Vithevières vorzustößen, um dort die Brandenburger zu fesseln, ohne deren Beihilfe das zehnte Corps bei Beaune überrannt worden wäre, wie Jeder nach dem tatsächlichen Schlachverlauf weiß. Pallières aber ließ die Brandenburger dicht vor sich vorüberziehen und in die Planké Crouzats bei Beaune stoßen. Am zweiten Dezember

ward dann Chanzy so ungenügend von Kurelle unterstützt, daß unsere siebenzehnte Division die Bayern herauszuhauen konnte, statt zur Rettung der zweiundzwanzigsten Division nach Voupry heranziehen zu müssen. Die folgende Katastrophe bei Orleans entstammte lediglich der Pflichtlosigkeit Kurelles, der die von Beaune sächlich zurückgewichenen Corps ohne jede Ordre ließ, so daß auch hier wiederum die Brandenburger, diesmal dicht vor Crouzat, vorüberzogen, um sich in die Platte Pallières' zu drängen. Kurelle sucht sich herauszureden, Freycinet selbst habe sich ja das Kommando dieser Corps vorbehalten; allein es steht fest, daß Freycinet mündlich und schriftlich Kurelle damit betraute, Crouzat heranzurufen. Und danach hat der Herr noch die Stirn, in seinem Buch zu versichern, daß die Loirearmee „wenn vereint“ (étant réunie), die Deutschen immer geschlagen haben würde: „Unsere Niederlagen waren nur Konsequenz der Verzettelung unserer verschiedenen Corps.“ Man vergleiche damit die angeführten Daten und Thatsachen. „Mögen Unparteiliche antworten, wer die Verantwortung trägt!“ Jawohl: er und die anderen Berufsmilitärs, wie der Gardegeneral Bourbaki, der zur Entschuldigung seiner schamlosen Faulheit in den ersten Dezemberwochen bei Bourges und seines Ungehorsams gegen die „Civilstrategen“ sein braves Heer eine „demoralisirte Horde“ schimpfte, während sein Kamerad Chanzy, den er im Stich ließ, mit genau den nämlichen Milizen immer und immer wieder zum Kampf bereit war. Das geniale Verständniß der beiden Civilisten für wahre Kriegsführung großen Stils mit gehässigem Widerwillen ablehnen und die Volksaufgebote verleumben: Das war ihr einziges Talent. Und hätte später Bourbaki die Rathschläge seines civilistischen Beiraths de Serres, den Gambetta ihm zur Beaufsichtigung gestellt, begriffen, so würde Werder nicht rechtzeitig hinter die Visaine entwischt sein.

Auch diesen Velfortzug, an dessen traurigem Ausgang, hauptsächlich verursacht durch die schlechte Leistung der Südbahngesellschaft — sehr im Gegensatz zum grohartigen Eifer der Westbahncompagnie am Anfang des Krieges, wovon deutsche Autoren nichts wissen —, er unschuldig war, hat man Gambetta in die Schuße geschoben, als ob er den weisen Berufsmilitär Bourbaki dazu gezwungen habe. Genauere Prüfung der Thatsachen lehrt das Gegentheil. Allerdings hieß es schon in einer Instruktion von Gambettas Vertrauensmann Vesslo an Motte-rouge anfangs Oktober: „Sie könnten sich ja auf Besançon, sogar Velfort stützen, um gegen des Feindes linke Flanke zu operiren.“ Unmöglich schien Das damals nicht, da Werder noch unverammelt bei Straßburg und das deutsche Gros vor Metz stand, doch man ließ die Idee sofort als unpraktisch fallen und wandte sich von Bourges und Wien, dem Centralherd des ersten Massenaufgebots, nach Westen gen Orleans. Also ist der Ost-Zug niemals, wie man fabelt, ein „Lieblingsprojekt“ der Civilstrategen gewesen. Vielmehr haben einzig die Generale Bourbaki und Clinchant in Bourges den Plan ausgeheckt, und zwar, was allgemein unbekannt scheint, auf besonderen Wunsch des Generals Trochu in Paris, der auch an Gambetta durch Jules Favre in diesem Sinn schreiben ließ. Am neunzehnten September stellte Herr de Serres, Freycinets Adjunkt, nach Rücksprache mit Bourbaki, Gambetta in Bourges dies Projekt einer Ost-Operation vor. Gambetta äußerte sich abfällig: es solle bei der beschlossenen Bewegung auf Montargis bleiben, — was durchaus das Zweckmäßigste und Nächstliegende war.

Doch Bourbaki erhob lauter Schwierigkeiten, behauptete, seine „demoralisirten Korps“ könnten unmöglich bei Blatteis vordringen: also die zehnmal größeren Strapazen im Osten seien ihnen eher zuzumuthen! Obwohl Gambetta Das nicht glaubte, stimmte er zu, falls sich Bourbaki durchaus für den Osten entscheide. Man kann nicht umhin, anzunehmen, daß der „Held“ Bourbaki (persönlicher Muth und Feldherrn-Feigheit gehen oft Hand in Hand) sich einfach dem Kontakt mit Friedrich Karl entziehen wollte und im Osten gegen Badenfer und Vandœuvre leichtere Vorberu zu plündern hoffte. So ward denn noch in der selben Nacht in einer Unterredung zwischen Bourbaki und Serres der Vorfahrtzug beschloffen. Wie man ihn leitete, dafür spricht die Aussage des Generalintendanten Friant, der im Bunde mit einem seiner Unterführer Uebermenschlisches zur Verpflegung unter grauenhaftesten Umständen vollbrachte: „Ich kannte nie den Feldzugsplan, wurde nie in den Kriegsrath berufen; erst am sechsundzwanzigsten Januar um zehn Uhr abends geschah Dies.“ Und doch lag in der Verpflegungsfrage der Kern des Unternehmens, das auch strategisch davon entscheidend beeinflusst werden mußte, da der einzig richtige Flankenmarsch der Linken durch das Festhalten an der Doubs-Bahn auf der Rechten beeinträchtigt wurde. Zweimal in entscheidender Krisis, am fünfzehnten und vierundzwanzigsten Januar, kam es vor, daß Bourbaki-Ordres und Contreordres erließ, ohne daß sein Stabschef General Borel das Geringste davon wußte. Bourbakis Günstling Oberst Deperche durchkreuzte, was de Serres rieth, und es macht einen kläglichen Eindruck, daß Bourbaki am siebenzehnten sich sogar mit Billots Adjutanten Brugère in Kontroversen einließ. Nur verschmähte er, bei Freycinet sich Rathes zu erholen, dessen telegraphische Anweisung, beim Rückzug auf Auxonne durchzubrechen, wieder das Rechte traf, wie es auch der von Gambetta entdeckte Billot, der vom Oberstlieutenant zum Corpsgeneral erhoben wurde, umsonst befürwortete.

Aber selbst Chanzy, der einzige beträchtliche Berufsgeneral des damaligen Frankreich, nimmt sich neben Gambetta recht sonderbar aus. Er mußte von dem Civilisten oft bei allzu ausschweifenden Plänen gezügelt werden. So wollte Chanzy nach Le Mans gleich wieder losschlagen, Gambetta hielt ihn zurück, und als Paris schon unrettbar verloren war, träumte Chanzy immer noch von großer Entfaltungsbewegung, worüber die beiden praktischeren „Dilettanten“ skeptisch den Kopf schüttelten. Das Entscheidende aber zur Beurtheilung dieser Unterschiede bleibt Chanzy's Schreiben vom zweiten Januar an Gambetta. Darin verlangt er gleichzeitige Offensive von Faidherbe und Bourbaki in der Richtung auf Paris, und zwar von Bourbaki auf Nogent und Château Thiery, Das heißt bis in den Rücken der Belagerungarwee. Jeder oberflächliche Blick auf die Karte lehrt, daß diese Operation höchstens einem Napoleon glücken konnte, und man glaubt wirklich, einen „Civilstrategen“, wie unsere naiven Künstler ihn sich vorstellen, in solcher hochfliegenden Phantasie vermuten zu sollen. Und nun höre man, was der Civilstratege dem General antwortet (Depeschen vom fünften und sechsten Januar). Dringend befiehlt und empfiehlt er, nichts vor dem zwölften zu beginnen, weil die neuerdings vom Diktator ausgerüsteten frischen Corps Nr. 19 und 25 rechts und links von Chanzy's Lager erst dann vorrücken könnten. Mit genialer Klarheit, in knapper Kürze trifft er, wie immer, sofort das Wesen der Realität, wie das Genie ja stets das Wirkliche diviniert: „Sie selbst erkennen an, der Feind

wolle Sie aus Ihren Positionen loden: also glaubt er, Sie schlagen zu können. Wie können Sie also hoffen, mit Ihren bisherigen Kräften bis Paris zu gelangen!" Uebrigens sei Trochu's Versicherung, er könne sich nur bis zum zwanzigsten Januar halten, eben so wenig wörtlich zu nehmen wie schon frühere ähnliche Angstrufe des selben Generals.

Wer darf danach noch den Legendenwahn nähren, Gambetta habe die Generale stets in unmögliche Offensive gesetzt? Ja, als Offensive möglich, richtig und der Erfolg sicher war, Ende November, haben die Civilstrategen sie gewollt; sobald sie gefährlich und unreif erschien, versagten sie ihre Billigung. Und wie sehr gab der Mißerfolg bei Le Mans dieser vernünftigen Vorsicht Recht! Statt den Feind versammelt bei Le Mans zu erwarten, gemäß Gambetta's Anordnung, oder wenigstens konzentrierte Offensive zu unternehmen, konnte sich Chanzy nicht zu jenem Entweder-Oder entschließen, das allein dem Feldherrn taugt. Er schob schwache, vereinzelte Kolonnen gegen Friedrich Karls übermächtigen Anmarsch vor, zog sie nicht rasch zurück, sondern ließ sie schlagen und schickte immer neue Theile nach, so daß die Deutschen meist mit Uebermacht auf isolirte Kräfte fielen und zuletzt die auf Le Mans binnen fünf Tagen zurückgedrängte Armee fast nur noch aus geschlagenen Theilen bestand. Da sie trotzdem sich noch am Elben gut hielt (aus der Abendbrotzeit Friedrich Karls geht klar hervor, wie wenig er an seinen Erfolg glaubte), so hätte sie ohne die vorhergehenden unnützen Strapazen und Theilniederlagen sicher einen noch kräftigeren Widerstand geleistet. Wie anders mußten sich aber gar die Dinge gestalten, wenn man nach Gambetta's Wunsch sich in konzentrirter Defensivposition zurückhielt, bis das neue weingehnte Corps in Flanke und Rücken der deutschen Linken operiren konnte! Man sollte daher der hyperenergetischen Leitung Chanzy's nicht zu viel Verdienst beilegen, die seiner leicht bestimmbar Natur nur durch die Initiative Gambetta's von Anfang an suggerirt worden war. Das wahre Verdienst des unermüdblichen Ringens lag einzig bei den zwei Civilstrategen und ihrer unerreichten Organisationsarbeit.

Noch Eins. In jedem einschlägigen Werk wird über Gambetta's „Unwissenheit in der Elementargeographie seines Landes“ unterschämt gespottet, weil er am ersten Dezember der Voirearmee verkündete, Ducrot sei schon bis Longjumeau durchgedrungen; er verwechselte in der pariser Depesche nämlich Epinay bei St. Denis im Norden mit Epinay acht Kilometer von Longjumeau. Niemand weiß, daß dieser Irrthum schon vor der Untersuchungskommission nach dem Kriege sich höchst einfach aufklärte. In der sehr optimistischen Depesche hieß es nämlich: „Wir nahmen Chevilly, Le Hay, Epinay“ hinter einander weg ohne jede Unterscheidung, und da Epinay-Longjumeau in genauer Fortsetzung der südwestlichen Linie über Chevilly lag, mußte Jeder es so auslegen. Selbst der bedächtige Molke hätte nicht anders gethan. Da es außerdem den Muth der Voirearmee zu heben galt, so besann sich Gambetta nicht lange, nach kurzer Prüfung die Depesche so zu lesen, wie es der Logik entsprach. Trifft also überhaupt Jemanden eine Schuld, so sind wieder Trochu und Ducrot verantwortlich für diese grobe Nachlässigkeit oder absichtliche Täuschung. Aber die Militärs mit dem ihnen eigenen Corpsgeist hätten am Besten, statt des Schurken Bazaine, der doch immerhin goldene Epauletten trug, die Civilstrategen als Sündenböcke geopfert.

## Selbstanzeigen.

**Die Handels-Bilanz.** Die Obliegenheiten des Wechsels. Die Valuta. Der Zettelbank-Apparat. Vier nationalökonomische Abhandlungen. Berlin, Verlag von Ritscher & Köhler.

Ich wollte, die von dieser Zeitschrift für Bücher konsistenteren Inhalts eingeführte Einrichtung der Selbstbesprechung würde von anderen Blättern nachgeahmt. Dann wäre manchem Ochsen, der da brischet, das Maul nicht so verbunden wie jetzt. Da, wie es scheint, die meisten Zeitungen für Schriften, die nicht Romane und Aehnliches enthalten, keine kritischen Kräfte haben, sollten sie wenigstens den Autor selbst zum Wort kommen lassen und ihm gestatten, seinem Weiskostkinde einen Taufmonolog zu halten, der zwar die eigentliche Kritik nicht ersetzen kann, aber doch besser ist als gar nichts. Damit wäre nach meiner Meinung auch dem Leser gebient, der dem Selbstkritiker wenigstens in einer Hinsicht vollkommen vertrauen darf, nämlich in Bezug darauf, daß er das Buch, über das er schreibt, auch genau durchgelesen hat, — während er beim fremden Kritiker Dessen nicht immer ganz sicher sein kann. Nur darf natürlich der Leser vom Autor nicht verlangen, er solle sein eigenes Buch heruntermachen, sondern er wird ihm gestatten müssen, es nach Gebühr herauszustreichen. In der Natur einer Selbstbesprechung liegt es, daß sie immer nur günstig ausfallen kann. Zwar kann man die Anmaßlichkeit ihres Inhalts durch eine bescheidene Form verhüllen; auf diese Lartufferie aber lasse ich mich nicht ein. Wir kommen gewisse Autoren, wenn sie in den Vorreden zu ihren Büchern sich de- und wehmüthig krümmen, immer recht spaßhaft vor; und Einem, der durch diese heuchlerische Bescheidenheit in mir den Glauben erwecken möchte, er selbst halte von seiner Arbeit nichts Besonderes, bin ich regelmäßig versucht, mit der Frage entgegenzutreten, warum er denn mit seinem Nachwerk mich nicht überhaupt verschone. Glaubst Du selbst, nur Quarz zu haben, dann behalte diesen Quarz doch für Dich! Auf diese Art erzielt der aufgeblasene Dünnetzuer mit seiner Bescheidenheit-Frage bei mir das Gegentheil von Dem, was er sich davon veripricht. Mit Recht sagt Locke (im Vorwort zu human understanding: „Vielleicht wird es mir als eine gehörige Portion Eitelkeit und Anmaßung angerechnet werden, wenn ich vorgebe, ein so aufgeklärtes Zeitalter, wie das unsrige es ist, belehren zu können . . . Nach meiner Meinung aber würde Einer, der ein Buch zu einem anderen Zweck (als dem einer solchen Belehrung) veröffentlichte, dem Vorwurf der Eitelkeit und Anmaßung in viel höherem Maße verdienen; und an der der Oeffentlichkeit schuldigen Achtung läßt es Der gar sehr fehlen, der Etwas drucken läßt und den Leuten zumuthet, Etwas zu lesen, das nach seiner eigenen Absicht weder ihnen noch Anderen von irgend welchem Nutzen sein soll.“ Ich selbst stehe nicht an, zu bemerken, daß, wenn ich die Dinge, die ich in meinem Buche darzulegen beabsichtigte, nicht von vorn herein für sehr wichtig gehalten hätte, ich es überhaupt nicht geschrieben haben würde. Denn mir, als ausgedientem Zeitungschreiber, ist das bloße Vergnügen, mich gedruckt zu sehen, längst abhanden gekommen; und nur ein sehr starker sachlicher Antrieb war im Stande, mich in meinen alternden Tagen noch

einmal und mit der Nachhaltigkeit, wie die Abfassung eines solchen Buches sie erforderte, an den Schreibtisch zu fesseln. Hauptsächlich kam es mir wieder darauf an, zu beweisen, daß die in der heutigen Wirtschaft herrschende Art des Geldgebrauches eine widerrechtliche Ausbeutung der Arbeit ist. Zwar hatte ich im Großen und Ganzen diesen Beweis schon in meinen früheren Schriften so zwingend geliefert, daß kein vernünftiger Mensch ihn ablehnen konnte. Da aber, selbst bei auf anderen Gebieten leidlich verständigen Leuten, die eingelebte Geldgewöhnung eine sehr starke Widersacherin der Vernunft ist, habe ich diesen Beweis nun in allen Einzelheiten so vervollständigt, daß selbst ein ausgesprochener *Simplicius* ihn kaum noch wird ablehnen können. Meine Arbeit hat sich zu einem ziemlich umfangreichen nationalökonomischen Lehrbuch ausgestaltet; ich darf aber versichern, daß meine Darstellung, obgleich eingehend, nicht breitspurig und jedenfalls nicht ausführlicher ist, als die Deutlichkeit es erforderte.

Julius Hude.



**Falk und Goethe.** Ihre Beziehungen zu einander nach neuen handschriftlichen Quellen. Halle a. S. Verlag von C. A. Kummerer & Co. Preis 1,50 Mark.

Die neuen handschriftlichen Quellen sind eine Sammlung zerstreuter Blätter und Blättchen, auf denen Falk, wie sie ihm gerade zur Hand waren, das eben Erlebte und Besprochene referirte. Sie besitzen daher jene Anschaulichkeit und Ursprünglichkeit, die für uns höheren Werth hat als das fein Stillstijche und Ueberarbeitete. Sie werden in solcher Gestalt auch ein größeres Recht auf Glaubwürdigkeit beanspruchen dürfen. Von besonderem Werth wird die Relation über Goethe und Napoleon sein. Dieser Bericht Goethes über Napoleon und seine Unterhaltung mit ihm ist der älteste, den wir bis jetzt besitzen. Er stammt vom vierzehnten Oktober 1808 und ist gleich am Abend des selben Tages niedergeschrieben worden. Er ist ausführlicher, lebendiger, stimmungsvoller als die largen Aeußerungen Goethes zu Riemer. Mein Büchlein will nicht nur Goethe, speziell sein Verhältnis zu Falk, näher beleuchten, sondern auch den Charakter, die Persönlichkeit Falks, die vielfach verkannte, vom Staub und Schmutz der Klatschsucht und des Neides reinigen. Der gallige, mißgünstige Riemer war der Erste, der die Autorität Falks (der bereits vor Goethe, 1826, gestorben war) später zu schädigen suchte und wirklich geschädigt hat.

Halle a. S.

Dr. Siegmund Schulze.



**Nachklänge.** Verlag von Reinhold Mahlau, 1900.

In den „Nachklängen“ schließen sich die Arbeiten späterer Jahre ähnlichen an, zu denen ich mich im früheren Leben gedrungen fühlte. Sie beziehen sich auf Geschichte und Literatur, auf Leben und Dichtung, und bieten daher sehr Verschiedenartiges, dem jedoch der Glaube an das Fortschreiten der Menschheit und der Wunsch, darauf hinzuwirken, eine gewisse Einheit verleihen. Schilderungen wie die umfangreiche Kosjuskos, die der türkischen Peldenfamilie Koprili, die Befreiung des Hugo Grotius durch seine Gemahlin reihen sich an die, mit denen

der Verfasser in „Edle Menschen und Thaten“ zu einem idealeren menschenfreundlichen Thun und Lassen anregen wollte. „Die Maria Stuart des Niederrheins“ zeigt das Walten der Nemesis und ermöglicht einen tiefen Blick in die Sittlichkeit der guten alten Zeit, wo fromme Leute oft ganz rucklos handelten. In den auf die Literatur bezüglichen Kritiken sind zum Theil der Lesewelt fremd oder nicht genug bekannt gewordene Schriftsteller behandelt. Es war hierbei mein Hauptaugenmerk, zur Begründung des Urtheils möglichst oft dem Autor selbst das Wort zu geben. Ein solches Verfahren müßte natürlich der Charakteristik Paul Louis Couriers, des so witzigen und geistvollen Vorkämpfers für Licht und Freiheit zur Zeit der Restauration, wie auch denen so ausgezeichneten Gelehrten wie Friedrich Diez, des Vaters der romanischen Philologie, und des lange noch nicht nach Gebühr geschätzten Sprachforschers und Philosophen Lazar Geiger sehr zu Gute kommen. Aufsätze wie Pindar, Theokrit, Neue Hamlet-erklärungen, Shakespeares Othello und Julius Caesar, die Vergleichung von Burns und Platen sollen zu erneuter, vielleicht hier und da berechtigter Betrachtung dieser Dichter führen. In verschiedenen Erzählungen, Gedichten und Satiren habe ich sowohl rein Menschliches als auch nur die Gegenwart Berührendes darzustellen versucht. Dafür, daß ich über ein abstrus gelehrtes Thema, den „Hiatus in der deutschen Poesie“, den Humor mitsprechen ließ, wird der Leser mir wohl Indemnität gewähren.

Frankfurt a. M.

Dr. Emil Renbürger.



## Novemberstimmung.

Das Mißvergnügen der Börse weicht allmählich. Die Lebensart: „So geht's nicht weiter“ hat einen tieferen Sinn erlangt. Die Banken hatten Monate hindurch das ernste Bestreben, sich unbequemer Kunden zu entledigen. Aber auch die bequemen blieben aus. Allmählich hat sich wieder etwas Geld angesammelt; aber noch fehlt der Muth, es irgendwo anzulegen. Die Unbehaglichkeit des Mannes, der nicht weiß, ob er von seinem Verdienst wird zehren können, hat selbst die nur vom Lombard- und Diskontgeschäft sich nährenden Institute veranlaßt, die Fühler hervorzustrecken. Sie alle harren des Augenblicks, wo das Publikum wieder für industrielle Werthe zu haben sein wird. Selbst der Rückfluß von Hypothekenspannbriefen, unter dem einzelne Banken ein paar Wochen lang litten, hat nun eine gute Folge: die gedrückten Kurse veranlassen viele Käufer, sich wieder zu melden. Auch das bisher nur schwach entwickelte Klassenbewußtsein der Bankwelt ist gestärkt worden. Wäre früher ein Solidaritätgefühl vorhanden gewesen, dann wäre nie die Angst aufgekomen, die kleine und mittlere Institute trieb, um der eigenen Sicherheit willen zu Gewaltmaßregeln gegen

ihre Kundschaft zu schreiben. Der Ehrgeiz, eine Großbank zu bilden, mußte sich bei Vielen steigern, die bisher im Dunkel ihr Leben gefristet hatten. Sie sahen, daß die bedeutenderen Kreditinstitute, die sich wenig um die Ungunst der Konjunktur bekümmert hatten, doch immer noch ihr Geschäft machten, während die alten Draufgänger, die seit dem Umschwung der Witterung still lagen und sich nicht aus ihrer Höhle hervorwagten, in die Gefahr kamen, vergessen zu werden. Das reizt den leichten Sinn, Denen gleich zu werden, die ohne laute Reklame bei Regen wie Sonnenschein Nachläufer finden. Durch solche Erwägungen wurden die Hauptaktionäre zweier mittleren berliner Banken, die schon immer in einem Athem, aber nicht gerade gern, genannt worden waren, zu dem Entschluß gebracht, ihre Papiere zusammenzuwerfen. Freilich überschätzten sie die Kraft der arg geschwächten Börse, die für die Aufnahme vieler Millionen wenig angesehener Aktien in einer Zeit rasch gesunkener Kurse denn doch nicht zu haben war. Ein Jährchen werden die Freunde des erhofften Taufgeschäftes sich noch gebulben müssen, um zu erleben, daß die Gesammtheiten der Aktionäre beider Banken das Mißtrauen gegen einander verlieren und auf den Handel eingehen.

Ziemlich komisch wirkt das heiße Bemühen einer anderen — sich gern zu den ersten deutschen Finanzinstituten zählenden — Bank, über ihre Weisheitsgierigkeit durch die Aufnahme eines um seine Kundschaft besorgten berliner Bankhauses und einiger hannoverscher Firmen hinwegzutäuschen. Ein Direktor, auf den das preisende Wort gemünzt ist, im Reich der Güterfühler sei der höchsten Ehre werth, wer an der Krippe stehe, ohne zu fressen, wird seine Stellung aufgeben; aber es wird schwer werden, seinen Geist aus den ihm liebgewordenen Räumen zu bannen. Manche Bank hätte alten Genossen die Freundschaft aufkündigen müssen, wenn nicht die Stempelveeinigung, der die ersten berliner Finanzfirmen angehören, trotz aller Ruhmredigkeit, mit der sie den Börsenregisterzwang proklamirte, schon nach etwa vierzehntägiger Wirksamkeit des allgemein verurtheilten Beschlusses über die Nothwendigkeit, sich an das Register zu halten, jammernd zu Kreuze gekrochen wäre. Der Provinzbankier, dem im letzten Jahr wahrlich wenig Freude beschieden war, darf wenigstens an der moralischen Genugthuung sich erfreuen, daß sein Versuch, den hohen Herren von der berliner Hochfinanz gegenüber den Nacken steif zu halten — ein in vielen Städten nur mit banger Sorge unternommenes Wagestück —, gleich beim ersten Mal einen überraschenden Erfolg erzielt hat. Die Mitglieder der Stempelveeinigung bemühen sich freilich, den Eindruck zu erwecken, als ob ihnen selbst die Eintragung der Gegenkontrahenten in das Börsenregister gleichgiltig bleiben könne; sie thun, als empföhlen sie nur deshalb den Registerzwang, weil sie dem kleinen Mann für seine Börsengeschäfte einen sicheren Rechtsboden bereiten wollten. Diese gute Absicht könnte glaubhaft erscheinen, wenn nicht schon bisher die Hochfinanz es darauf abgesehen hätte, den Provinzbankier entweder auszusaugen oder ihn durch peinlich strenge Geschäftsführung aus dem Wege zu räumen. Deutschland hätte wahrscheinlich nicht nöthig gehabt, zur Befriedigung seines Geldbedarfes sich an die Vereinigten Staaten zu wenden, wenn nicht die ersten berliner Finanzinstitute die Geldnoth und die mit ihr in engstem Zusammenhang stehende Wirtschaftskrisis dadurch verschärft hätten, daß sie die Zeitgeschäfte in Effekten auf die Basis des Börsengesetzes zu stellen suchten. Dieser Versuch hat den kleinen Bankier und das Publikum, das seiner Neigung zum Termin-

handel nicht plötzlich entsagen wollte, verschüchtert und in die Enge getrieben. Namentlich das Provinzpublikum mußte sich seine besten Trümpfe aus der Hand reißer lassen und stand verdrossenen Blickes im Winkel. Die zwangsweise, nur, um aus Ultimoverpflichtungen entlassen zu werden, auf dem Markt gebrachten Effekten fanden keine Aufnahme und die Desorganisation der Börse, die durch das Reichsbörsengesetz gerade eine straffere und sicherere Ordnung erhalten sollte, wurde in erschreckender Weise beschleunigt. Jetzt aber, nachdem sich die Erkenntniß Bahn gebrochen hat, daß die Hochfinanz den im direkten Verkehr mit dem Publikum stehenden Provinzbankier nicht entbehren kann, wenn ihr nicht die Anregung fehlen soll, kann sich das durch die Befürchtung des Registerzwanges zeitweilig eingebämmte Geschäft allmählich vielleicht wieder beleben. Selbst die bedeutendsten Finanzhäuser müssen ringsum freundliche Gesichter sehen, wenn ihre Kunst geheißen soll. Die noch unbegebenen Werthe der vielen Neugründungen der letzten Jahre drücken auf die Dauer schließlich selbst die reichsten Häuser und drängen sich förmlich an den Markt; vorläufig werden sie unter der Hand guten Freunden statt der Baluta hingegeben. Das Weiter darf nicht verborben werden, wenn diese einstweilen im engen Kreise laucirten Papiere vom Publikum aufgenommen und baar bezahlt werden sollen.

Die ersten Banken sondiren den Markt für große ausländische Transaktionen. Auch der schweizerische Bundesrath läßt das Geld im Kasten klingen und sucht die deutschen Besizer der schweizer Eisenbahn zur endgiltigen Aufgabe ihrer Aktien zu bewegen. Die neuen Bedingungen, die er für die Verstaatlichung der Bahnen aufstellt, lassen sich hören. Die Energie, mit der die deutschen Aktionäre sich gegen den früheren Terrorismus der Bundesregierung aufgelehnt hatten, war also nicht vergeblich. Ein Geschäftsmann, dessen Schlaueit sich noch immer bewährt hat, nämlich der Yankee, wird seine flüssigen Mittel der bisher nur mit kleinen Summen rechnenden Schweiz eben so wie den anderen europäischen Staaten zur Verfügung stellen und dadurch die Verstaatlichung beschleunigen. Die Hoffnung unserer Keinen Konjunkturjäger klammert sich an die Erhöhung der Eisenpreise in den Vereinigten Staaten. Wenn aber ein paar Eisenwerke der Union sich wieder regen, so ist das nicht dem Bedarf des Landes selbst zu danken, sondern der Kurzsichtigkeit europäischer Verbraucher, die auf jede ihnen aus dem Dollarlande zugehende Offerte sich einlassen, wenn sie äußerlich billiger als die inländischen Angebote zu sein scheint. Es bedürfte nur einiger Verhandlungen mit den einheimischen Fabriken, um sie zu Preisnachlässen zu bewegen; sie würden sich gern dazu entschließen, wenn sie nur überhaupt merkten, daß die Bestellung ernst gemeint ist. So aber fehlt es den inländischen Werken an Absatz und selbst die düffelborfer Montanbörse, in deren Bereich die Eisenbarone unter sich sind, kann eine weitere Abschwächung der Eisenpreise nicht verschleiern. Innerhalb der letzten Wochen sind an dieser Börse für die gebräuchlichsten Eisensorten Preisermäßigungen um 20 bis 35 Prozent eingetreten. Der Montanwelt fehlt Umsicht und Muth. Die Banken aber schreiten allmählich wieder aufwärts. Warum auch nicht? Ein durch Ueberlegung gebändigter Wagemuth kann nur zur Besserung der wirthschaftlichen Verhältnisse beitragen.

Dynkeus.